



Die Sekte der Anandrinen
Bekenntnisse der
Mademoiselle Sappho

Als Vorlage diente:
Anonyma
Die Sekte der Anandrinen
Bekenntnisse der Mademoiselle Sappho
Quelle unbekannt; nach Angabe bei Projekt Gutenberg-DE
Übersetzer Heinrich Conrad

Cover: © 2006 Zeichnung von dem Künstler Scott Cumming
Wir bedanken uns bei Herrn Cumming (www.hungryeyegraphics.com),
daß er uns die Verwendung seiner Zeichnung für dieses ebook erlaubt hat.

ngiyaw eBooks unterliegen dem Copyright, außer für die Teile, die public domain sind.

Dieses ebook (pdf) darf für kommerzielle oder teil-kommerzielle Zwecke weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt, noch irgendwie anders verwendet werden ohne unsere ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung. Eine gänzlich nicht-kommerzielle Verwendung ist jedoch gestattet, solange das ebook (pdf) unverändert bleibt.

ngiyaw eBooks werden Ihnen *as-is* ohne irgendwelche Garantien und Gewährleistungen angeboten.

© 2006 Peter M. Sporer für *ngiyaw* eBooks.
Földvári u. 18, H – 5093 Vezseny (ebooks@ngiyaw-ebooks.com).
Erstellt mit Corel Ventura 10, das die Corel Deutschland GmbH.
freundlich zur Verfügung gestellt hat.
Gesetzt in der Baskerville Book.

Die Sekte der Anandrinen
Bekenntnisse der
Mademoiselle Sappho

Erstes Kapitel

In der Weihnachtsnacht hatte es nur leichten Frost, Mylord, und der darauffolgenden Tag bot schönes Wetter; ein stiller Morgen, ein heiterer Himmel und die Sonnenstrahlen wärmten.

Gegen Mittag war bereits eine große Menschenmenge in die Tuilerien geströmt und wogte auf der Terrasse des Feuillants, dem gewöhnlichen Ausflugsziel zu dieser Jahreszeit, wo auch der Graf d'Aranda regelmäßig mindestens einmal täglich frische Luft schöpft.

Ich hatte den hohen Herrn dort getroffen und plauderte mit ihm, als wir plötzlich am unteren Ende der Terrasse einen Auflauf bemerkten. Von allen Seiten eilten die Schweizer und Parkwächter herbei, und eine große Menschenmenge folgte ihnen nach. Wir traten näher und erkannten deutlich die »kleine Gräfin«. Sie werden sich erinnern, daß man bei Hofe, wo

man alles im milden Lichte sieht, mit diesem Namen Frau Gourdan bezeichnet, jene berühmte Kupplerin, mit deren Geschichten ich Sie mehrere Male schon unterhalte haben.

In ihrer Gesellschaft befand sich eine elegant gekleidete, bildhübsche und sehr junge Nymphe – fast noch ein Kind. Die Kleider des Mädchens befanden sich jedoch in einer gewissen Unordnung, und sie weinte bitterlich; Frau Gourdan zeterte und fluchte mit zornrotem Gesicht und tobte wie eine Megäre. Neben ihnen stand ein alter Mann, dessen edle Gesichtszüge einen Ausdruck des Schmerzes und des Schreckens trugen; er war wie ein Landmann gekleidet.

Bald verbreitete sich das Gerücht, daß dieser Mann seine Tochter gesucht habe, die vor einiger Zeit aus ihrem Dorf verschwunden sei, und sie trotz der eleganten Kleidung, in der er sie früher niemals angetroffen hatte, glaubte, sie wiederzuerkennen; er sei auf sie zugegangen, habe sie mit harten Worten angedreht und sich ihrer bemächtigen wollen, um sie wieder nach Hause zu nehmen. Dieser Absicht habe sich jedoch einerseits die Frau Äbtissin Gourdan und andererseits noch mehr das Mädchen selber widersetzt. Sie gab vor, als ob sie gar nicht wüßte, wer er sei, wo-

von er rede und was er von ihr wolle. Der Bauer sei darauf in Wut geraten, daß sein eigenes Fleisch und Blut ihn verleugne, und habe das Mädchen geohrfeigt; deshalb der ganze Auflauf. Man führte sie ins Schloß, um die Befehle des Herrn Gouverneurs oder des wachthabenden Offiziers einzuholen.

Der spanische Grande ist ein Liebhaber kurioser Geschichten, und wie Sie wissen, gebe ich ihm hierin nichts nach. Wir nahmen Anteil an dem Schicksal des jungen Mädchens und waren begierig zu erfahren, was man über sie beschließen würde.

In diesem Augenblick sah ich den Generalleutnant der Profossen des Königlichen Schlosses, Herrn Clos, die Promenade verlassen und sich eilig nach dem Palast begeben; ich bezweifelte nicht, daß er in dieser Angelegenheit dienstlich zu tun haben würde. Der Zufall wollte, daß ich gerade an diesem Tage bei dem Marquis de Villette, in dessen Hause er wohnt, mit ihm zusammen speisen sollte. Das Glück schien mir hold und ich versprach dem Grafen, ihn am nächsten Tage auf der Terrasse, zu treffen und über das ganze Abenteuer gründlich zu unterrichten.

Ich hatte richtig geraten: Als wir ankamen, bestätigte Herr Clos uns die Wahrheit des im Publikum verbreiteten Gerüchtes. Er sagte uns: Er zweifle

durchaus nicht daran, daß das junge Mädchen die Tochter des Bauern sei; aber die Züchtigung, die der unglückliche Vater ihr verabfolgt habe, sei schon an und für sich ein schweres Vergehen, noch mehr aber in Anbetracht des Umstandes, daß er es im Königlichen Garten begangen habe. So gerecht im Grunde der Anspruch des Landmannes sei, habe dieser doch ins Gefängnis geschickt werden müssen, während man die beiden Frauen frei gelassen habe; diese hätten jedoch Befehl erhalten, sich um fünf Uhr in seiner Amtswohnung zum Verhör einzufinden.

Sie können sich denken, wie neugierig alle Gäste waren, das Ergebnis dieses Verhörs zu erfahren; Herr Clos machte uns Hoffnung, er werde unsern Wunsch befriedigen können; auf alle Fälle werde er wiederkommen, um uns Bescheid zu sagen.

Wir warteten auf ihn, und gegen neun Uhr kam er wirklich und sagte uns, die Geschichte habe mit einer Versöhnung geendet, die er auf der Stelle zustande gebracht habe; es sei jedoch zu diesem Zwecke viel Hinundherlaufen notwendig gewesen, und dadurch sei er so lange aufgehalten worden.

Nach seiner Erzählung war das Mädchen wirklich die Tochter jenes Bauern; aber sie hatte einen solchen Hang zum leichtfertigen Leben, daß es ihr nicht mehr

möglich war, es in ihrem Dorfe und im Elternhaus auszuhalten. Außerdem aber war sie schwanger, und da sie sich bereits in einem vorgerückten Stadium befand, hätte ihr Aufenthalt unter dem Strohdache eines Bauernhauses ein zu ärgerliches Schauspiel geboten. Weiterhin habe sie sich unter den Schutz der Königlichen Musikakademie gestellt, indem sie sich als überzählige Schülerin bei der Oper einschreiben ließ; infolgedessen hätten ihr Vater und ihre Mutter kein Anrecht mehr auf sie.

Der alte Bauer war ein vernünftiger Mann; er hatte sich daher schließlich den Gründen der Vernunft gefügt und einer Autorität entsagt, die er nur zum Unglück seiner Tochter und folglich auch zu seinem eigenen hätte ausüben können. Um ihm eine Entschädigung zu verschaffen, hatte Herr Clos verlangt, daß Frau Gourdan ihm eine Summe von fünfundzwanzig Louis als Ersatz seiner Reisekosten gebe; aber der Bauer hatte diese mit Entsetzen zurückgewiesen und erklärt, er wolle nichts haben, denn die Schande lasse sich mit Geld nicht zudecken; es bleibe ihm nichts anderes übrig, als zu vergessen, daß er jemals eine Tochter besessen habe.

Man bewunderte den starken Charakter des Bauern, den Edelmut seiner Weigerung; man stellte Be-

trachtungen an über seinen Unstern, der ihn veranlaßt habe, sein Haus zu verlassen, um den Spuren seiner Tochter zu folgen, den Unstern, der ihn sie habe finden lassen, ohne sie doch mit nach Hause nehmen und ihr liederliches Betragen bändigen zu können, und der ihn schließlich zum Lohn für alle überstandene Sorge und Not nur ins Gefängnis gebracht habe. Diese philosophischen Betrachtungen wichen jedoch bald der lebhaftesten und natürlichsten Teilnahme für das junge Mädchen. Die Neugier der Gäste wuchs, und Herr Clos wurde von ihnen mit stürmischen Fragen bedrängt.

Schließlich lächelte er und sagte: »Meine Herren, ich habe eine angenehme Überraschung, auf die Sie gewiß nicht gerechnet haben, für Sie in Bereitschaft gehalten: Ich habe Frau Gourdan fortgeschickt, um ihren Geschäften nachzugehen, und habe Fräulein Sappho – so heißt die kleine Nymphe – bei mir behalten; wenn Sie mir folgen und mit mir nach oben kommen wollen, können Sie mit ihr soupiieren.«

Wir fanden bei Herrn Clos das reizendste Geschöpf, das man sich denken kann; ihre Schwangerschaft war nicht zu bemerken, und auf ihren Gesichtszügen lag die ganze Unschuld eines Kindes. Sie war noch bewegt von dem Auftritt, der am Vormittag stattgefün-

den hatte; Tränen standen ihr in den Augen, denn in ihrem zarten Alter konnte sie noch nicht alle Liebe zu ihrem Vater verloren haben, den sie so grausam gekränkt hatte. Komplimente, Schmeicheleien und Liebkosungen verscheuchten jedoch schnell diese Traurigkeit, und bald gewann sie ihre heitere Stimmung wieder. Wir alle nahmen im Kreise um das Kaminfeuer Platz, sie setzte sich in die Mitte, und nun begann sie ihre Geschichte zu erzählen.

Ich stamme aus dem Dorfe Villiers-le-Bel; mein Vater ist Bauer und verdient durch seine und seiner Frau und Kinder Arbeit einen ziemlich guten Lebensunterhalt.

Mir aber sind die landwirtschaftlichen Arbeiten stets zuwider gewesen und während die andern auf dem Felde waren, ließ man mich daheim, um den Haushalt zu besorgen. Ich besorgte ihn oft sehr schlecht und wurde dafür ausgezankt und geschlagen.

Ich bin von Natur eitel; schon als ich ein kleines Kind war, machte es mir das größte Vergnügen, mich in einem Bach oder in einem Eimer Wasser zu spiegeln. Wenn ich zum Herrn Pfarrer ging, konnte ich mich gar nicht vom Spiegel trennen.

Ich war denn auch sehr sauber: Oft wusch ich mir das Gesicht, reinigte mir die Hände, ordnete meine Haare und putzte meine Haube heraus, so gut ich nur konnte. Ich war entzückt, wenn ich in meiner Nähe jemanden sagen hörte: »Sie ist hübsch, sie wird einmal bezaubernd sein.«

In der Woche wartete ich immer ungeduldig auf die Sonntage; denn an diesem Tag gab man mir ein weißes Hemd, ein braunes Mieder, das meine schlanke Figur vorteilhaft zeigte und meine weiße Haut hervorhob; auch bekam ich neue Schuhe und eine schmale Spitze an meine Leinwandhaube. Wenn ich das goldene Kreuz meiner Mutter, ihren Ring und ihre silbernen Schuhschnallen anlegen durfte, war ich vor Freude ganz außer mir. Dazu kam, ich brauchte sonntags gar nichts zu tun: Ich hatte nur spazieren zu gehen, im Dorfe herumzulaufen und zu tanzen.

So war ich fünfzehn Jahre alt geworden. Ich war ein großes Mädchen, und mit den Jahren waren meine Fehler nicht weniger geworden. Bald traten zu diesen neue hinzu: Ich wurde außerordentlich wollüstig.

Ich wußte nicht, warum, ich wußte nicht, was ich tat, noch was ich wollte – aber genug, ich zog mich nackt aus, sobald ich allein war; stolz betrachtete

ich mich, berührte meinen ganzen Körper, liebkooste meinen Busen, meine Schenkel, meinen Leib. Ich spielte mit den schwarzen Härchen, die bereits das Heiligtum der Liebe umschatteten, ich kitzelte leise dessen Eingang, aber ich wagte nicht weiter nachzuforschen: Es schien mir so eng, so klein zu sein, daß ich mich zu verletzen fürchtete.

Indessen, ich fühlte an diesem Teil ein verzehrendes Feuer; mit Lust rieb ich mich an harten Gegenständen oder an meiner kleinen Schwester, die bei mir zu Hause blieb, weil sie noch zu jung zur Feldarbeit war.

Eines Tages kam meine Mutter früher als gewöhnlich vom Felde zurück und überraschte mich bei einer solchen Übung; sie wurde wütend und beschimpfte mich, wie wenn ich die niedrigste Hure gewesen wäre; sie sagte mir, ich sei ein verworfenes Geschöpf, es werde niemals etwas aus mir werden; sie nannte mich eine schamlose Vettel, die die Familie entehren werde, eine Dirne, die man in das Kloster der Frau Gourdan schicken müsse. Diese Schimpfworte, deren Sinn ich nicht verstand, erschienen mir nur deshalb beleidigend, weil sie von Flüchen und von so heftigen Schlägen begleitet waren, daß ich den Ent-

schluß faßte, das elterliche Haus zu verlassen und die Flucht zu ergreifen.

Frau Gourdan besaß damals ein Landhaus in Villiers-le-Bel, wohin sie selber allerdings nur selten kam; dorthin schickte sie ihre kranken Mädchen, besonders diejenigen, die im geheimen wiederkommen sollten, und diejenigen, die sie den Augen der Welt entziehen wollte. Übrigens war es ein Haus, das vorzüglich für alle geheimen Zwecke ihres Gewerbes eingerichtet war: Es lag abseits von der Straße, rings von Wäldern umgeben, und war schwer zugänglich; an der Eingangstür konnte man sich nur durch ein kleines Gitter verständigen. Da alle diese Äußerlichkeiten so ziemlich denen eines Klosters entsprachen, bestärkten sie mich, da ich von den Vorgängen in diesem Hause keine Ahnung hatte, in dem Glauben, daß die Bezeichnung ›Kloster‹, die natürlich nur ein Scherz der Bevölkerung war, vollkommen der Wirklichkeit entspreche. Zudem kannte ich auch wirkliche Klöster nur vom Hörensagen und sah in ihnen nichts weiter als Gefängnisse, die mir Abscheu erregten.

Mit dem Kloster der Frau Gourdan war dies jedoch nicht der Fall: Ich sah seine Novizen in schönen Kleidern umhergehen; sie lachten, sangen, tanz-

ten dort und hatten den ganzen Tag nichts zu tun. Sie besuchten oft unser Dorf, wo sie Milch oder Obst kauften und sehr teuer bezahlten; sie waren deshalb allgemein beliebt.

Ich beschloß, dem Rate meiner Mutter zu folgen und mir dieses Kloster einmal anzusehen. Ich verbarg jedoch meine Absicht und bemühte mich sogar, mich im Hause recht nützlich zu machen. In Wirklichkeit jedoch wartete ich nur auf den Tag, wo ich erfahren würde, daß Frau Gourdan in ihrem Hause sei.

Bald nach diesem Auftritt mit meiner Mutter hatte Frau Gourdan Geschäfte in unserer Gegend; am nächsten Morgen eilte ich zu ihr und teilte ihr meine Absicht mit. Wie sie mir später versichert hat, hatte sie schon seit mehreren Monaten ein Auge auf mich geworfen.

Sie empfing mich voller Freuden, liebte mich, gab mir Zuckerplätzchen und sagte mir, ich käme ihr sehr gelegen, denn ich hätte ein Gesicht, womit ich unbedingt mein Glück machen müsse; sie könne mich jedoch nicht ohne die Einwilligung meiner Eltern aufnehmen.

Ich brach in Tränen aus und setzte ihr auseinander, daß ich es niemals wagen würde, mit ihnen dar-

über zu sprechen. Als sie merkte, daß sie meiner Verschwiegenheit sicher sein könne, stimmte sie endlich zu: »Nun, Sie haben ja ganz recht; sagen Sie ihnen kein Wort. Ich reise morgen früh um elf Uhr ab, gehen Sie mir voraus und erwarten Sie mich, scheinbar ganz zufällig, auf der Landstraße. Ich werde Sie in meinen Wagen nehmen und nach Paris bringen. Gepäck brauchen Sie nicht, denn es wird Ihnen bei mir an nichts fehlen.«

Ich dankte ihr, umarmte sie voller Freuden und machte alles genau so, wie sie es mir vorgeschrieben hatte.

Sie hatte ihrerseits die nötigen Sicherheitsmaßregeln getroffen, indem sie ihren eigenen Wagen leer zurückgeschickt hatte; sie hatte dafür die Kutsche eines ehrwürdigen Prälaten geliehen, der sich, um Ärgernisse zu vermeiden, an diesen abgelegenen Ort begeben hatte. In dieser Kutsche war ich mit ihr allein nach Paris gefahren. Dort setzte sie mich im Faubourg Saint-Laurent in der Wohnung eines ihr befreundeten Garde-du-Corps ab, der damals in Versailles weilte; sie selber nahm dann einen Mietwagen und fuhr nach Hause, so daß sich keine Spur meiner Entführung nachweisen ließ.

Alle Nachforschungen nach mir blieben denn auch erfolglos; obwohl mein Vater mich mit dem größten Eifer verfolgte, konnte er nichts entdecken, und nur der Zufall verschaffte ihm später den Erfolg, den er trotz der mächtigsten Unterstützungen und trotz der größten Anstrengungen der Polizei nicht hatte erreichen können.

Diese Verfolgungen versetzten jedoch meine Verführerin in solche Angst, daß sie mehrere Tage lang nicht wagte, mich in ihr Haus kommen zu lassen oder mir auch nur eine Mitteilung zu schicken. Endlich aber kam sie eines Abends.

Während dieser Zeit war ich unter der Obhut der Haushälterin des Offiziers geblieben. Diese würdige alte Dame hatte mich aufs beste gepflegt; ich aß mit ihr zusammen und teilte ihr Bett mit ihr.

Offenbar hatte sie mich jedoch während meines Schlafes sehr genau untersucht; denn als Frau Gourdan erschien, hörte ich sie ihr ins Ohr flüstern: »Sie haben da in diesem Kinde eine wahre Perle gefunden, sie ist, auf meine Ehre, noch Jungfrau, vielleicht sogar überhaupt ganz unberührt; aber sie hat eine teuflische Klitoris; sie wird besser für die Weiber als für die Männer passen. Unsere Tribaden werden

Ihnen sicherlich diese neue Erwerbung mit Gold aufwiegen.«

Frau Gourdan überzeugte sich von der Richtigkeit dieser Bemerkung und schrieb sofort an Frau de Furiel, die Sie alle ohne Zweifel wenigstens ihrem Rufe nach kennen, und setzte sie von ihrer Entdeckung in Kenntniss. Diese ließ mich sofort holen und nach ihrem Lusthäuschen bringen. Die Kammerfrau, die mich in geheimnisvoller Weise mit einem Wägelchen abgeholt hatte, ließ mich zunächst in eine Art Hütte eintreten, so daß ich wieder in meinem Dorfe zu sein glaubte; hierauf gingen wir über einen Hof, wo ich Ställe, Wagenremisen, eine Meierei, Hühner, Truthennen, Tauben und dergleichen sah. Dieses bestärkte mich in meinem Glauben, aber ich wurde von meiner Enttäuschung befreit, als eine kleine Tür sich öffnete: Da eröffnete sich mir ein prachtvoller Garten von eirunder Form, der von sehr hohen Pappelbäumen umgeben und dadurch den Blicken aller Nachbarn entzogen war. In der Mitte stand ein ovaler Pavillon, der von einer riesigen Bildsäule überragt wurde, die, wie ich später erfuhr, die Göttin Vesta darstellte.

Man gelangte in diesen Pavillon über eine Treppe von neun Stufen, die ihn von allen Seiten umgab. Ich

trat zunächst in eine Vorhalle, die von vier Fackeln erleuchtet war; an zwei Wänden befanden sich Bassins, die ihr Wasser aus den Brüsten zweier Najaden erhielten. Links war ein Billardsaal, rechts ein Badekabinett, in das man mich hineingehen hieß. Man sagte mir, ich könne die Gebieterin des Ortes erst sehen, nachdem die nötigen Vorbereitungen getroffen wären, um in ihrer Gegenwart zu erscheinen.

Zunächst badete man mich, anschließend nahm man Maß für die ersten Kleider, die ich erhalten sollte. Während des Abendessens redete meine Begleiterin ausschließlich von der Dame, der ich angehören würde; sie schilderte mir ihre Reize, ihre Anmut, ihre Güte und schwärmte von dem Glück, das ich bei ihr finden würde; dafür mußte ich ihr aber auch unbedingt ergeben sein.

Ich war so erstaunt und von den neuen Eindrücken, die von allen Seiten auf mich einstürmten, so betäubt, daß ich die ganze Nacht kein Auge zutun konnte.

Am nächsten Tage brachte man mich zum Zahnarzt der Frau de Furiel; dieser untersuchte meinen Mund, brachte meine Zähne in Ordnung, reinigte sie und gab mir ein Mundwasser, um den Atem süß und lieblich zu machen. Als ich zurückgekehrt war, brachte

man mich abermals in das Bad; man trocknete mich leicht ab und beschnitt mir die Fuß- und Fingernägel, beseitigte Hühneraugen und harte Haut. Hierauf kämmte man mir mein bereits damals prachtvolles Vlies, damit nicht bei den Umarmungen etwaige verfilzte Locken ein schmerzhaftes Kratzen verursachen könnten, wie jene Rosenblätter, worüber einst die Sybariten sich beklagten. Zwei junge Töchter der Gärtnerin, die mit diesem Dienst vertraut waren, säuberten mir alle Leibesöffnungen: Ohren, Anus, Vulva. Sie massierten mir alle Gelenke, um sie geschmeidig zu machen. Nachdem auf diese Weise mein Leib behandelt worden war, wurden ganze Ströme von Essenzen darüber gegossen; hierauf wurde Toilette gemacht. Man setzte mir eine sehr weiche Perücke auf, deren Locken in Wellenlinien über meine Schultern und meinen Busen flossen, man steckte mir einige Blumen in das Haar, zog mir ein Hemd über, wie es die Tribaden tragen, vorne und hinten vom Gürtel abwärts offen, die Schlitze jedoch mit Bändern verschlossen. Mein Busen wurde in ein leichtes Mieder eingespannt. Zum Schluß warf man mir ein mit Spitzen besetztes Morgenkleid aus leichtem rosenfarbigem Atlas über, worin ich bildschön aussah.

Wie ich Ihnen meinen Charakter bereits geschildert habe, werden Sie sich meine Freude vorstellen können und mein Entzücken, als ich mich in solchem Putz sah. Ich war dreimal so schön wie vorher und erkannte mich selber kaum wieder. Nie in meinem Leben hatte ich solches Vergnügen empfunden; von dem Vergnügen, das Frau de Furiel mir verschaffen würde, hatte ich noch keine Ahnung.

Obgleich ich nur leicht bekleidet war, spürte ich nichts von der Kälte, die wir im März noch hatten. Ich glaubte mich im Frühjahr zu befinden; ich schwamm gleichsam in einer linden Luft, die durch Röhren, welche sich durch die ganze Wohnung zogen, stets in gleichmäßiger Wärme gehalten wurde.

Sobald Frau de Furiel angekommen war, wurde ich durch einen Korridor von meinem Zimmer in ein Boudoir geführt, wo ich sie nachlässig auf ein breites Sofa ausgestreckt fand.

Ich sah eine Frau von dreißig bis zweiunddreißig Jahren, von brauner Hautfarbe, mit geröteten Wangen, glänzenden Augen, pechscharzen Augenbrauen und einem prachtvollen Busen. Sie war recht beleibt, und ihre ganze Gestalt machte den Eindruck eines Mannweibes.

Als man mich ihr meldete, warf sie mir leidenschaftliche Blicke zu und rief: »Aber man hat mir ja lange nicht genug gesagt; sie ist himmlisch!«

In sanftem Ton fuhr sie fort: »Treten Sie näher, mein Kind, setzen Sie sich neben mich. Nun, wie fühlen Sie sich hier? Gefällt es Ihnen? Dieses Haus, dieser Garten, diese Möbel, diese Juwelen – alles wird Ihnen gehören; diese Frauen werden Ihre Dienerinnen sein, und ich will Ihre Mutter sein. Und für dieses alles, für alle Pflege und Liebe verlange ich nichts weiter, als daß Sie mich ein bißchen lieb haben. Sagen Sie mir schnell: Fühlen Sie sich dazu geneigt? Geben Sie mir einen Kuß!«

Von Dankbarkeit durchdrungen, fiel ich, ohne ein Wort zu sagen, ihr um den Hals und küßte sie.

»Aber nein, kleiner Dummkopf! So macht man das nicht! Sehen Sie diese Tauben, wie sie sich verliebt schnäbeln!«

Sie zeigte nach dem Mittelpunkt der Nische, in der wir uns befanden: Hier fand sich in der Tat, von einem Blumenkranz aus Stuck umgeben, ein wollüstiges Taubenpaar dargestellt, als Sinnbild der Tribadenliebe.

»Folgen wir einem so reizenden Beispiel!« Zu gleicher Zeit stieß sie mir die Zunge in den Mund. Mich

durchfuhr ein unbekanntes Gefühl, das mich antrieb, es ebenso zu machen. Bald darauf glitt ihre Hand über meinen Busen, und sie rief wieder: »Die reizenden Brüstchen! Wie hart sie sind! Wie Marmor! Man sieht wohl, daß noch kein Mann sie mit seinen ekelhaften Berührungen besudelt hat!«

Sie kitzelte sanft die Knospe und bat mich, das gleiche Vergnügen auch ihr zu bereiten. Hierauf löste sie mit der linken Hand die hinteren Bandschleifen meines Kleides und sagte: »Und das Popochen? Hat es schon oft Klapse bekommen? Ich will wetten, noch nicht solche, wie ich sie ihm gebe!«

Gleichzeitig gab sie mir leichte Schläge auf die Schenkel in der Nähe des Mittelpunktes der Wonne und erregte dadurch meine Wollust; sie legte mich auf den Rücken, bahnte sich einen Weg nach vorne und geriet zum drittenmal in Verzückung: »Ach diese prachtvolle Klitoris! Sappho hat keine schönere gehabt; du sollst meine Sappho sein!«

Bald gerieten wir beide in eine ekstatische Verzückung, die ich nicht beschreiben kann. Eine Stunde verstrich in Kämpfen und Genüssen, die meine Begierden erregten, ohne sie zu befriedigen.

Dann klingelte Frau de Furiel plötzlich – sie wollte mich für die Nacht aufsparen.

Zwei Kammerfrauen erschienen, um uns zu waschen und zu parfümieren. Hierauf nahmen wir ein köstliches Mahl ein.

Während des Essens erzählte sie mir, dieses Lusthäuschen, das ihr gehöre, sei durch den Gebrauch gewissermaßen zu einem Heiligtum geworden; man habe daraus einen Tempel der Vesta gemacht, die als die Gründerin der Anandrinischen Sekte oder der Tribaden, wie man sie gewöhnlich nennt, angesehen werde.

»Eine Tribade«, sagte sie zu mir, »ist eine Jungfrau, die niemals Umgang mit einem Manne gehabt hat und die, von der Vortrefflichkeit ihres eigenen Geschlechts überzeugt, in diesem die wahre und reine Wollust findet, sich ihm ganz und gar weihet und auf das andere, ebenso heimtückische wie verführerische Geschlecht verzichtet. Es kann aber auch eine junge oder alte Frau sein, die ihre sogenannten Pflichten der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts bereits erfüllt hat, aber ihren Irrtum erkennt, von nun an die groben sinnlichen Liebesfreuden verabscheut, ihnen entsagt und sich nur noch damit beschäftigt, Schülerinnen ihrer Göttin zu erziehen.

Übrigens wird niemand gezwungen, unserer Gesellschaft beizutreten. Und wie bei allen, so gibt es

auch bei uns eine Probezeit für die Bewerberinnen. Besonders für die Frauen sind die Proben, die ich Ihnen nicht erklären kann, außerordentlich mühsam, und unter zehn ist kaum eine, die nicht unterliegt. Die jungen Mädchen werden von den Müttern im intimen Verkehr geprüft; diese ziehen sie an sich heran und bürgen dann für sie. Sie scheinen mir schon würdig zu sein, in unsere Mysterien eingeführt zu werden; ich hoffe, daß heute Nacht die gute Meinung, die ich schon von Ihnen habe, bestätigt wird und daß wir recht lange ein unschuldiges und wollüstiges Leben zusammen führen werden.

Es wird Ihnen an nichts fehlen; ich werde Ihnen Kleider machen lassen, Umhänge, Hüte. Ich werde Ihnen Diamanten und Schmucksachen kaufen. Sie werden hier nur eine einzige Entbehrung haben: Sie werden hier nie einen Mann sehen; die können nicht hereinkommen. Ich habe nur weibliche Dienerschaft, selbst für den Garten habe ich robuste Frauen, die alle Arbeiten verrichten und sogar Bäume fällen. Sie gehen nur mit mir aus; ich werde Ihnen die Schönheiten von Paris zeigen, Sie in meine Theaterlogen nehmen, Sie auf Bälle und Promenaden führen.

Ich will Ihre Erziehung übernehmen und Sie lebenswürdig machen; Sie werden die Einsamkeit dann

weniger empfinden. Ich werde Sie lesen, schreiben, tanzen, singen lehren lassen. Für alle diese Fächer stehen mir Lehrerinnen zur Verfügung; und wenn sich bei Ihnen ein Talent für etwas Besonderes entwickelt, so werde ich dafür eine Lehrerin finden.«

So ungefähr war die Unterhaltung mit Frau de Furiel vor unserem Zubettgehen; ich unterbrach sie nur dann und wann durch Dankesworte, Umrarmungen und Liebkosungen, welche sie entzückten und auf innigere Liebkosungen vorbereiteten.

Die Nacht war sehr anstrengend, aber so bezaubernd für mich, daß ich am Morgen, obgleich müde und abgespant, noch mehr begehrte. Frau de Furiel war jedoch vorsichtig und hörte zuerst auf, da sie mich für meinen großen Empfangstag sparen wollte.

Sie ließ mir eine Bouillon bringen, und ehe sie mich entließ, befahl sie, mir die größte Sorge angedeihen zu lassen.

Sie schickte mir nacheinander ihre Weißnäherin, ihre Schneiderin, ihre Modistin sowie ihre Händlerin mit Toilettenartikeln. Bald war ich mit allem versehen, was mir nötig war, um in vollem Glanz in die Gesellschaft eingeführt zu werden.

So nach aller Kunst und mit jedem Luxus herausgeputzt, wurde ich von meiner Beschützerin in die

Oper geführt, und von allen Seiten machten ihre Freundinnen ihr Komplimente. Von den Männern hörte ich auf dem Korridor im Vorbeigehen, wie sie sagten: »Frau de Furiel hat frisches Fleisch gefunden, es ist wirklich ganz neue Ware; wie schade, daß so etwas in so schlechte Hände fällt!« Sie sprach jedoch eifrig mit mir, damit ich diese Ausrufe nicht hören sollte, und entführte mich schnell in ihrer Equipage.

Den folgenden Tag sollte ich in die Mysterien der Anandrinischen Sekte eingeweiht werden, und in der Tat wurde ich mit allen Ehren aufgenommen. Diese eigentümliche Zeremonie hat einen derartigen Eindruck auf mich gemacht, daß sie mir bis auf die kleinsten Einzelheiten in Erinnerung geblieben ist. Jedenfalls ist sie der interessanteste Punkt meiner Geschichte.

In der Mitte des Tempels befindet sich ein eirunder Salon, wie man ihn oft an diesen Orten findet. Er nimmt die ganze Höhe des Gebäudes ein und wird nur durch ein Oberlicht erleuchtet, das in der Mitte des Daches angebracht ist und sich um die draußen stehende Statue erstreckt, von der ich Ihnen bereits erzählt habe. Wenn die Versammlungen stattfinden, schwebt eine kleinere Statue von der Größe einer gewöhnlichen Frau, die ebenfalls die Vesta darstellt,

herab. Majestätisch gleitet sie, mit den Füßen einen Globus leicht berührend, in die Mitte der Gesellschaft hernieder. In einiger Entfernung von der Decke löst man den eisernen Haken, der sie hält; dann schwebt sie frei in der Luft, ein wunderbares Schauspiel, das aber doch niemanden erschreckt.

Um dieses Heiligtum der Göttin zieht sich ein enger Korridor, in welchem zwei Tribaden während der Versammlung auf und ab gehen und alle Türen und Wege beobachten. Der einzige Eingang ist in der Mitte durch eine große Flügeltür; gegenüber ist eine schwarze Marmorplatte angebracht, auf welcher Verse in goldenen Buchstaben eingraviert sind, die ich Ihnen gleich mitteilen werde. An jedem Ende des Ovals befindet sich ein kleiner Altar, der als Ofen dient und von draußen von den Wärterinnen angezündet und unterhalten wird.

Auf dem Altar zur rechten Seite steht die Büste von Sappho, der ältesten und bekanntesten Tribade, auf dem linken Altar sollte die Büste von Fräulein d'Eon stehen, dem berühmtesten Mädchen der Neuzeit, der Würdigsten, der Anandrinischen Sekte zuzugehören. Aber die Statue war noch nicht fertig, der Meißel des schönheitsfreudigen Houdon arbeitete noch an ihr. Rund herum in gleichmäßigen Entfernungen stan-

den auf Postamenten die Büsten jener schönen griechischen Mädchen, die von Sappho als ihre Freundinnen gefeiert wurden. Man las die Namen Thelesyle, Amythone, Kydno, Pyrrhine, Andromeda, Kyryne und andere.

In der Mitte erhebt sich ein Bett in Form eines Korbes, mit zwei Kopfpolstern, auf denen die Vorsitzende und ihre Schülerin ruhen. Um den Salon ziehen sich türkische Ruhebetten, die mit weichen Kissen versehen sind und auf welchen mit verschlungenen Beinen je eine Mutter mit ihrer Schülerin sitzt oder, wie man sie in der mystischen Sprache nennt, die Incube und die Succube.

Die Wände sind mit herrlichen Bildhauerarbeiten bedeckt. Der Meißel hat an vielen Stellen mit außerordentlicher Genauigkeit die geheimen Teile der Frau so dargestellt, wie sie in dem »Gemälde der ehelichen Liebe«, in Buffons Naturgeschichte und in anderen berühmten Werken beschrieben sind.

Hier habe ich Ihnen nun die genaue Beschreibung des Heiligtums gegeben. Ich glaube nicht, daß ich etwas vergessen habe. Jetzt will ich Ihnen meine Aufnahme schildern.

Alle Tribaden hatten ihre Plätze eingenommen; sie trugen die für die Zeremonie bestimmten Kleider:

die Mütter einen feuerfarbigen Talar mit blauem Gürtel, die Novizen einen weißen Talar mit rosafarbenem Gürtel, darunter die Tunika oder das Hemd und die geschlitzten Unterröcke, die sie zur Seite geschlagen hatten.

Frau de Furiel und ich erhielten Bescheid, daß man zu unserem Empfang bereit sei; eine von den wachhaltenden Tribaden hatte diese Meldung zu machen.

Frau de Furiel trug bereits ihr Tribadenkostüm; ich dagegen war im elegantesten Anzug einer Welt-dame.

Wir traten ein. Ich sah die lebhafteste, duftende Flamme des heiligen Feuers aus einer goldenen Schale lodern, jeden Augenblick dem Auslöschen nahe und stets wieder durch aromatische Pulver genährt, die das mit diesem wegen der erforderlichen Aufmerksamkeit sehr mühsamen Dienst beauftragte Paar ohne Unterlaß hineinwarf. Als wir vor der Präsidentin Fräulein Raucourt standen, sagte Frau de Furiel: »Schöne Präsidentin und ihr, liebe Genossinnen, ich bringe eine Kandidatin: Sie scheint mir alle verlangten Eigenschaften zu besitzen. Sie hat niemals einen Mann gekannt; die Formen ihres Körpers sind wunderbar schön, und bei den Versuchen, die ich bei ihr anstellte, habe ich sie voll Glut und Eifer gefun-

den. Ich beantrage, sie unter dem Namen Sappho in unsern Bund aufzunehmen.«

Nachdem sie diese Worte gesprochen hatte, zogen wir uns wider zurück, um die Versammlung beraten zu lassen. Schon nach wenigen Minuten meldete eine von den beiden Wächterinnen mir, ich sei durch Zuruf zur Probe zugelassen worden. Sie zog mich splitternackt aus, gab mir ein Paar Pantoffeln oder abatzlose Schuhe, warf mir einen einfachen Umhang über und führte mich in diesem Aufzuge in die Versammlung zurück. Die Präsidentin und ihre Schülerin hatten inzwischen ihren Korb verlassen; auf diesen mußte ich mich ausstrecken, nachdem man mir den Umhang abgenommen hatte. Ich fand diese Lage vor so vielen Zeuginnen anfangs peinlich und machte alle möglichen Bewegungen, um mich ihren Blicken zu entziehen. Aber diese Anordnung ist gerade deswegen getroffen worden, damit keine einzige Schönheit des Körpers der Prüfung entgehe.

Übrigens sagt ja einer unserer lebenswürdigsten Dichter: »Die Verlegenheit, sich nackt zu zeigen, ist der Hauptreiz der Nacktheit.«

Bei dieser Gelegenheit möchte ich Ihnen die versprochenen Verse mitteilen, auf die Sie gewiß schon ungeduldig gewartet haben. Sie enthalten eine aus-

führliche Aufzählung aller Reize, die eine vollkommen schöne Frau besitzen muß und deren Gesamtzahl dreißig betragen soll. Der Name des Verfassers ist nicht bekannt; jedenfalls gehört er nicht dem weiblichen Geschlechte an, und noch weniger war er eine Tribade. Nur ein kalter Philosoph ist imstande, in solcher Weise die Schönheit zu analysieren. Ich habe die Verse, weil sie in ihrer Art originell sind, im Gedächtnis behalten. Sie lauten:

Ein Weib, das schön sein will, wie Helena,
Muß dreißig Reize aufzuweisen haben,
Von jeder Sorte drei: drei weiße Dinge,
Drei schwarze und drei rote; dann drei lange,
Drei kurze; dann drei dicke und drei schlanke,
Drei enge und drei weite und drei kleine.
Weiß sei die Haut, weiß sei der Zähne Schnur,
Wie blasses Gold der blonden Locken Pracht -
Schwarz aber Augen, Brauen und der Busch,
Worin der Liebe Grotte sich verbirgt;
Rot seien Lippen, Wangen und die Nägel.
Zahn, Ohr und Fuß sei kurz, doch breit die Brust,
Breit das Gesäß und breit der Brauen Abstand.
Eng sei der Mund, eng sei die Liebesgrotte,
Zugleich doch mollig weich wie auch der Bauch,

Finger und Lippen schmal und fein die Haare,
Klein seien Nase, Brüste und der Kopf.
Ein Weib, dem diese dreißig Reize gänzlich
Oder fast alle fehlen, ist nicht schön!

Nach dieser Aufzählung der weiblichen Schönheiten wird die Prüfung vorgenommen; aber da seit Helenas Zeiten niemals eine Frau alle diese dreißig Schönheiten vereinigt hat, hat man beschlossen, daß es genügen solle, wenn die Kandidatinnen mehr als die Hälfte, also mindestens sechzehn, aufzuweisen hätten. Ein Paar nach dem andern nimmt die Prüfung vor und flüstert sein Urteil der Präsidentin ins Ohr. Diese zählt die Stimmen und verkündet schließlich die Entscheidung. Alle Stimmen lauteten zu meinen Gunsten. Ich empfing von allen Mitgliedern den Ritterschlag in Gestalt eines florentinischen Kusses.

Dann wurde ich wieder hinausgebracht, und man gab mir das Novizenkleid, und mit diesem bekleidet betrat ich an der Seite von Frau de Furiel von neuem den Saal. Ich warf mich der Präsidentin zu Füßen und legte in ihre Hände den Eid ab, auf den Umgang mit Männern zu verzichten und niemals von den Mysterien des Vereins etwas zu verraten. Hierauf zerlegte sie einen goldenen Ring in zwei Teile,

in die Frau de Furiel und ich unsere Namen mit einer goldenen Nadel einritzten; dann fügte sie die beiden Teile wieder zusammen, zum Zeichen der Vereinigung, die zwischen meiner Lehrmeisterin und mir bestehen sollte, und steckte diesen Ring an den Ringfinger meiner linken Hand.

Nach dieser Zeremonie nahmen wir unsern Platz auf dem für uns bestimmten Ruhebett ein, um die Einkleidungsrede anzuhören, die die Präsidentin nach dem Gebrauch an mich richtete. Ich übergehe diese Rede, die an dieser Stelle zu lang sein würde; denn ich besitze eine Abschrift davon, die ich demjenigen mitteilen kann, der etwa dieses Musterstück einer einzigartigen Beredsamkeit kennenlernen möchte. Nachdem die Rede gehalten war, schwebte das Bild der Göttin wieder empor und verschwand. Die wachhaltenden Tribaden und die Turiferen wurden abgelöst; man ließ das Feuer erlöschen und begab sich in die Vorhalle zum Festmahle. Auch in dieser Vorhalle hatten jedoch Profane keinen Zutritt; daher wurden die Tafelgeräte, die Schüsseln, die Weine usw. durch Drehtüren hereingereicht; die Novizen nahmen sie in Empfang und bedienten. Zum Nachtisch wurden die köstlichsten Weine getrunken, besonders griechische; es wurden die ausgelassen-

sten und wollüstigsten Lieder gesungen, die meistens Dichtungen der Sappho waren.

Als endlich alle Tribaden in ausgelassenster Stimmung waren und sich nicht länger bemeistern konnten, wurden die Wachtposten wieder ausgestellt. Das Feuer wurde wieder angezündet, und alle begaben sich in das Heiligtum, um dort die großen Mysterien zu feiern und der Göttin zu opfern; mit andern Worten: Jetzt begann eine wirkliche Orgie.

Hier unterbreche ich, Mylord, die Erzählung der Berichterstatterin und decke einen Schleier über die abstoßenden Gemälde, die sie uns sehen ließ. Ich überlasse die Ausmalung Ihrer Phantasie, die diese Bilder sicherlich mit einem feineren Pinsel entwerfen wird. Ich will nur noch erwähnen, daß in dieser Akademie der Wollust auch ein Preis verliehen wird, wie bei allen andern Akademien.

Dieser Preis besteht aus einer goldenen Medaille, deren Vorderseite die Göttin Vesta mit allen ihren Attributen darstellt, während die Rückseite die Bilder und die Namen der beiden Heldinnen zeigt, die bei diesem allgemeinen Kampf und verliebten Angriffen am längsten Widerstand geleistet haben. Bei

dieser Gelegenheit trugen Frau de Furiel und Fräulein Sappho den Preis davon.

Als die Schöne in ihrem Bericht so weit gekommen war, hörte sie auf und bat um Schonung. Die Erzählung, die uns durchaus nicht lang erschienen war, weil sie so interessant war, hatte sie vielleicht mehr ermüdet als ihre Liebesnacht mit Frau de Furiel.

Es war schon spät, wir hätten schon lange zu Tisch gehen sollen, aber es wurde verabredet, daß wir an einem andern Tage die Fortsetzung hören sollten; es konnte jedoch ein bestimmter Tag nicht verabredet werden, weil es infolge besonderer Umstände den Gästen nicht möglich war, sich so bald wieder zusammenzufinden. Sie müssen sich daher bezüglich der Fortsetzung gedulden, wie ich selber darauf warten muß; wahrscheinlich werden Sie sie erst im nächsten Jahre erhalten.

Paris, den 28. Dezember 1778

Ich hatte Fräulein Sappho gebeten, mir die Rede der Präsidentin zu lesen zu geben, um zu sehen, ob es der Mühe wert sei, sie Ihnen zu schicken. Es war ihr jedoch nicht möglich, das Manuskript zu finden; aber sie verschaffte mir zum Ersatz eine andere Rede, die

unter gleichen Verhältnissen und ebenfalls von Fräulein Raucourt gehalten wurde, als Fräulein Aurora, eine neue Erwerbung von Frau de Furiel, in diesem Jahre in den Bund aufgenommen wurde.

Apologie der Anandrinischen Sekte
oder Ermahnung an eine junge Tribade

von Fräulein Raucourt gehalten am 28. März 1778

»Frauen, nehmt mich auf in euren Schoß, ich bin
euer würdig.«

(Aus dem zweiten »Brief an die Frauen«
von Fräulein d'Eon.)

So rief kürzlich jene, deren Büste heute zum erstenmal sich euren Huldigungen darbietet; so rief jenes Mädchen, die Ehre ihres Geschlechtes, der Ruhm ihres Jahrhunderts und, durch die Vereinigung verschiedener Talente, vielleicht die erlauchteste Frau, die jemals gelebt hat, jedenfalls vor allen andern würdig, in unserer Mitte zu weilen und jene hervorragende Stellung einzunehmen, die mir nur durch die Nachsicht der Versammlung eingeräumt wird. Die zärtlichen Neigungen, der stürmische Drang, die heiße Glut, wodurch Fräulein d'Eon zu ihrem Geschlechte hingetrieben wird, sind um so ehrenvoller für sie, weil sie von der Wiege an für einen Mann

galt, als Mann gekleidet wurde, als Mann erzogen wurde, beständig mit Männern zusammenlebte und dadurch den Geschmack, das Benehmen, die Gewohnheiten der Männer sich zu eigen machte. Sie hat sozusagen alle Talente, alle Kunstfertigkeiten, alle Tugenden der Männer sich zu eigen gemacht, ohne sich mit einem ihrer Laster zu besudeln. Obgleich von der Verderbnis der Männer umgeben, hatte sie stets ihre ursprüngliche Reinheit bewahrt. Auf der Schule, bei Festen, bei den ausschweifendsten Vergnügungen, bei Hofe, im Felde, wo sie zuweilen gezwungen war, ihr Lager mit einem Angehörigen des andern Geschlechts zu teilen, überall hat sie den gefährlichsten Versuchungen widerstanden und hat, bis es ihr möglich wurde, eine Freundin zu gewinnen, an sich selber einen Genuß gefunden, den sie den unanständigen Reizen ihrer Sinne vorzog. Dank sei dafür dir, o erhabene Göttin, die du bei unsern Mysterien den Vorsitz führst! Sie aber, mein liebes Kind, dem diese Ermahnung im besonderen gilt, möchten Sie von einem so großen Beispiel Nutzen haben! Sie sind schon in Ihrer zartesten Jugend den Verführungen der Männer entgangen, so genießen Sie denn das Glück, sich im Kreise Ihresgleichen zu befinden – ein Glück, wonach Fräulein d'Eon unter

dem Zwange der Verhältnisse so lange sich vergebens gesehnt hat. Die Sekte der Anandrinen ist nicht wie so viele andere auf Unwissenheit, Blindheit und Leichtgläubigkeit gegründet; je sorgfältiger man ihre Geschichte und ihre Fortschritte studiert, um so größer wird die Verehrung und die Teilnahme, die man für sie empfindet. Ich werde Ihnen daher zunächst die Vortrefflichkeit unserer Sekte nachweisen. Was man nicht ordentlich kennt, kann man nicht ordentlich tun: Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig; daher will ich Ihren Eifer vermehren, indem ich Sie aufkläre, indem ich Sie über die Wichtigkeit und Bedeutung Ihrer Pflichten belehre. Der Lohn, der seiner am Ziele wartet, belebt den Wettläufer und erhält ihn bei Kräften; darum zeige ich Ihnen auch einen Lohn, aber nicht einen der gewöhnlichen Art, der nur zur Befriedigung des Stolzes, der Gewinnsucht oder der Eitelkeit dient, sondern einen Lohn, der Ihr ganzes Herz erfüllen wird. Dieser Lohn ist die Wollust. Ich werde Ihnen die Wonnen schildern, die wir genießen. In diese drei Teile wird meine Rede naturgemäß zerfallen.

O Vesta, Schutzgöttin dieses Ortes, erfülle mich mit deinem heiligen Feuer! Laß meine Worte wie feurige Pfeile in das Herz der Novize dringen, die

deinem Kultus geweiht werden soll! Möge sie ebenso feurig, ebenso aufrichtig wie Fräulein d'Eon ausrufen: »Frauen, nehmt mich auf in euren Schoß, ich bin euer würdig.«

Erster Teil

Der Wert einer Einrichtung beruht hauptsächlich auf ihrem Ursprung, ihrem Ziele, ihrem Mittel.

Die Sekte der Anandrinen ist so alt wie die Welt; an ihrer edlen Herkunft kann man nicht zweifeln, denn eine Göttin war ihre Gründerin, und welche Göttin! Die keuscheste, deren Sinnbild das Element ist, das alle andern Elemente reinigt. So feindlich auch diese Sekte den Männern ist, die die Gesetze gemacht haben, so haben sie doch niemals gewagt, sie in den Bann zu tun; selbst der weiseste und strengste aller Gesetzgeber hat sie zugelassen. Lykurg hatte in Lakedämon eine Tribadenschule eingerichtet, worin die jungen Mädchen nackt umhergingen; dort lernten sie Tänze, körperliche Stellungen, zärtliche, verliebte Verschlingungen. Der Mann, der sich erdreistete, diesen Spielen zuzusehen, wurde mit dem Tode bestraft. In ein System gebracht und mit großer Kraft

geschildert ist diese Kunst in den Dichtungen der Sappho, deren Name schon die liebenswürdigsten, reizendsten Erinnerungen an das alte Griechenland wach ruft.

In Rom empfing die Sekte der Anandrinen in den Vestalinnen beinahe göttliche Ehren. Wenn wir den Reisenden glauben dürfen, ist sie bis in die fernsten Länder verbreitet – die Chinesinnen sollen die eifrigsten Tribaden der Welt sein. Kurz, diese Sekte hat ununterbrochen bis in die Gegenwart bestanden; es gibt keinen Staat, in welchem sie nicht geduldet würde, keine Religion, in der sie nicht eine Rolle spielte, mit Ausnahme der jüdischen und mohammedanischen Religion. Bei den Hebräern galt Ehelosigkeit als schändlich, und unfruchtbare Frauen waren ehrlos; aber dieses Volk, das nur grobe irdische Interessen kennt, hatte nur das Ziel, fruchtbar zu sein und sich zu mehren, und die Juden wurden ein so entartetes Volk, daß Gott genötigt war, sich von ihnen loszusagen. Bei der mohammedanischen Religion kann man die von ihr begünstigten Harems immerhin als eine gemilderte Tribadie ansehen.

Allerdings hat diese Einrichtung bei den Türken weniger den Zweck, den Kultus unserer Göttin zu verbreiten, als vielmehr den, die tierische Begier des

Herrn zu erregen, indem er eine große Anzahl von schönen Sklavinnen zu seiner Lust versammelt sieht. Wie man sich erzählt, läßt der jetzige Großherr, wenn er einen Erben seines Reiches zeugen will, alle seine Frauen in einem großen Saal des Harems zusammenkommen, der eigens für diesen Zweck bestimmt ist. Die Wände sind mit Fresken bemalt und stellen Frauen in natürlicher Größe dar, die die geilsten Stellungen und Gruppierungen einnehmen. Die Sultaninnen ziehen sich nackt aus, vermischen sich miteinander, umschlingen sich und stellen unter den Augen des abgestumpften Despoten die gemalten Gruppen dar, die sie außerdem noch durch ihre Beweglichkeit übertreffen. Wenn seine Phantasie durch dieses Schauspiel erhitzt und das erloschene Feuer wieder angefacht ist, besteigt er mit der Favoritin das bereit stehende Bett, und siehe da, er wirkt Wunder. In China bedienen die alten Mandarinen sich desselben Hilfsmittels, jedoch auf etwas andere Art. Auf Befehl des Gatten legen die handelnden Personen sich zu zweien in durchsichtige Hängematten; in dieser schaukeln und bewegen sie sich, ohne daß sie sich anzustrengen brauchen; der alte Lustgreis wendet keinen Blick von diesen wollüstigen Szenen, bis er selber zum Handeln bereit ist. In diesem Sinne ge-

langte selbst bei den verfluchten Juden die Tribadie zur Einführung; denn was hätte Salomon mit seinen dreitausend Beischläferinnen anfangen sollen, wenn er sie nicht zu diesem Zweck verwandt hätte? Nach geheimen Mittheilungen einiger glaubwürdiger Rabbiner nahm der Königsprophet, der fromme König David, die jungen Sulamiten nur dazu in sein Bett, um seine Zeugungskraft zu beleben, indem er sie über seinem Leibe Tribadenstellungen einnehmen ließ. Wir müssen jedoch erklären, daß eine solche Mischung mit männlichen Geschlechtsakten unsere herrliche Einrichtung entweihte. In Griechenland dagegen, in Rom, in Frankreich, in allen katholischen Ländern faßte man die Einrichtung im großen Sinne und in ihrer wahren Bedeutung auf. In den von Lykurg eingerichteten Mädchenschulen wurde das Gelübde der Jungfräulichkeit nicht auf ewige Zeiten abgelegt. Aber die Mädchen reinigten ihr Herz schon in frühem Alter; und da sie einzig und allein untereinander verkehrten, bis sie sich verheirateten, so lernten sie eine Zartheit der Liebesgenüsse kennen, nach der sie sich noch in den Armen ihres Gatten sehnten. Sobald sie ihre Pflicht erfüllt hatten und Mütter geworden waren, kehrten sie stets zu ihren ersten Gewohnheiten zurück. Nichts Schöneres, nichts

Größeres gibt es als die Einrichtung der Vestalinnen in Rom. Die Priesterinnenwürde zeigte sich in der erhabensten Gestalt: Ihnen war die Bewachung des Palladiums, die Hut der Unterhaltung des heiligen Feuers, des Sinnbildes der Erhaltung des Reiches, anvertraut. Welch ein prachtvolles Amt! Welche glänzende Bestimmung! Unsere Frauenklöster der Neuzeit in Europa sind aus der Einrichtung der Vestalinnen hervorgegangen und bilden eine Fortsetzung ihrer priesterlichen Tätigkeit; leider aber bieten sie nur ein schwaches Abbild dar, weil sich kleinliche Übungen und kindischer Formelkram hineingemischt haben. Andererseits sind die Jungfrauen dieser Klöster nicht mit der Fron belastet, ein materielles Feuer unterhalten zu müssen; ihre wirklich erhabene Aufgabe besteht darin, ohne Unterlaß ihre reinen Hände zum Himmel zu erheben, um dessen Segnungen auf ihr Amt zu lenken. Wenn ihr Eifer erlischt, weil verbrecherische Leidenschaften zu einem Manne sie erfaßt haben, und wenn der Verlust ihrer Unschuld sichtbare Folgen nach sich zieht, so werden sie zwar nicht mit dem Tode bestraft, aber sie erleiden Strafen, die wegen ihrer Raffiniertheit und langen Dauer viel schrecklicher sind als der Tod.

Wie war es aber möglich, daß trotz allen Gefahren, die sie bedrohen, die Einrichtung sich erhielt? Durch folgende einfache, leichte, wirksame und angenehme Mittel:

Wird eine junge Novize von einem wollüstigen Jucken der Vulva gequält, so besitzt sie in ihrer eigenen Organisation das Mittel, sofort Linderung zu finden. Die Natur führt mechanisch ihren Finger dahin wie an alle anderen Stellen des Leibes, wo sie ein Jucken verspürt: Ein heilsames Reiben läßt es verschwinden oder wenigstens zeitweilig aufhören. Braucht sie solidere oder reichlichere Hilfsmittel, so findet sie diese fast in allen Gegenständen ihrer Umgebung, in den Werkzeugen ihrer Arbeit und in den Gerätschaften ihres Zimmers und sogar in den Nahrungsmitteln, die sie erhält.

Bald wird sie auf den glücklichen Gedanken einer Beichte kommen und ihre Entdeckung einer Kameradin mitteilen, die ebenso unschuldig ist wie sie. Nun klären beide sich gegenseitig auf; sie helfen einander, schließen sich aneinander an, sie werden sich gegenseitig notwendig, so daß sie nicht mehr voneinander lassen können; bald sind sie ein Leib und eine Seele. Dann scheint ihnen das asketische Leben allen Eitelkeiten der Welt vorzuziehen: Die härenen

Gewänder und Bußhemden, die als Werkzeuge der Abtötung dienen, verwandeln sich zu Werkzeugen der Wollust; die Tage der allgemeinen und öffentlichen Züchtigungen, die den westlichen Menschen so schrecklich erscheinen, weil sie sie nur dem Namen nach kennen, werden für sie ebenso köstliche Orgien, wie es die unsrigen sind, denn die Flagellation ist ein mächtiges Beförderungsmittel der Sinnlichkeit.

Es ist für mich nicht zweifelhaft, daß dieser Brauch aus den Klöstern in die Courtisanenschulen gelangt ist. Dort werden sie den Zöglingen als ein unfehlbares Mittel empfohlen, um Greise und ohnmächtige Wüstlinge zu neuen Genüssen fähig zu machen.

Wie dem auch sein möge – süße Kunst der Tribadie, deine Wirkungen sind so stark, daß das Nönnchen um deinetwillen Hab und Gut, Freunde und Verwandte, Vater und Mutter aufgibt. Um deinetwillen verzichtet sie auf das reichste Eigentum, auf die auserlesensten Genüsse, auf die gebieterischen Gelüste der Liebe, die sonst dem menschlichen Herzen angeboren sind; sie verzichtet auf die so hoch gepriesenen Freuden der Ehe, denn in dir findet sie die höchste Glückseligkeit. Oh, wie groß sind deine Reize, wie machtvoll ist deine Anziehung! Denn du verscheuchst die Langeweile des Klosters, du machst

die Einsamkeit köstlich, du verwandelst dieses abscheuliche Gefängnis in einen Palast der Kirke und der Armida.

Dieses mag genügen, mein liebes Kind, um Ihnen die hohen Vorzüge der Anandrinischen Sekte nachzuweisen; ich will Ihre Aufmerksamkeit nicht zu sehr ermüden, es wird Zeit, Sie über Ihre Pflichten zu belehren, und damit komme ich zum wichtigsten Gegenstand dieser Rede.

Zweiter Teil

Es gibt keine menschliche Einrichtung, sofern sie etwas Nützliches oder Angenehmes zum Zweck hat, die nicht entweder Vorteile oder Genüsse verschaffte. Einige vereinigen diese beiden Zwecke, und diese sind in jeder Beziehung die vollendetsten. Eine solche ist ohne Zweifel die Anandrinische Sekte, wenn man sie von dem erhabenen Standpunkt aus betrachtet, von dem aus ich Ihnen die Gründung des Vereins der Vestalinnen und der ihm nachfolgenden weiblichen Klostersgemeinschaften geschildert habe. Ihre Grundsätze stehen auch heute noch in dem Ritus unserer Klöster in Ehren. Wir müssen

gestehen, mein liebes Kind, unsere Gesellschaft, um die es sich in diesem Augenblick handelt, hat ein so hohes Verdienst nicht; ihr hauptsächlichster, ihr einziger Zweck ist nur das Vergnügen; aber um diesen Zweck zu erreichen, sind gewisse Mittel erforderlich: Wir müssen, um alles in einem Wort zu sagen, Pflichten erfüllen. Diese Pflichten bezwecken zum Teil die Erhaltung der Gesellschaft, denn sonst würden die Wirkungen ausbleiben; zum Teil bezwecken sie die Aufrechterhaltung der Eintracht, denn in Unruhe und Unordnung ist kein Genuß möglich oder doch nur ein mangelhafter Genuß. Endlich aber bezwecken sie, die Gesellschaft auszudehnen und zu verbreiten, denn wenn etwas gut sein soll, muß es mit Lust und Liebe, muß es mit einem Eifer gemacht sein, der gleich jenem Element, dessen Abbild Sie vor Augen haben, immer in Tätigkeit ist und seine ganze Umgebung mit sich reißt. Wir wollen auf diese drei Wahrheiten etwas näher eingehen, damit Sie sie sich recht fest ins Gedächtnis und ins Herz einprägen.

Vor allen Dingen: Ehre der Begründerin unseres Kultus, Ehre der Göttin Vesta, deren Bildnis stets bei unseren Versammlungen zugegen ist und über unsern Häuptern schwebt als Bürgschaft ihres stets wirksamen Schutzes und uns die Gewißheit gibt,

daß ihre Rache sofort Abtrünnige und Verräter erreichen wird! Wir wollen sie recht oft anrufen, nicht durch leere Worte, sondern durch Opfer und Libationen. Nur keine Zuchtlosigkeit der Sprache! Seien wir stets vorsichtig, zurückhaltend in bezug auf das, was bei unsern Versammlungen vorfällt, seien wir diskret und schweigen wir über die Geheimnisse der Göttin, damit wir nicht Eifersucht und Neid erwecken. Zollen wir unbedingten Gehorsam ihren Gesetzen, die Ihnen erklärt werden sollen, sei es durch die Genossin, die bei den Zusammenkünften meinen Platz einnehmen wird, sei es durch die Mutter, deren Obhut Sie anvertraut sind und die die Aufgabe hat, Sie im Privatleben zu lenken. Vor allem aber sei offener Krieg, ewiger Krieg geschworen den Feinden unseres Kultus, dem flatterhaften, lügnerischen, treulosen Männergeschlecht, das sich gegen uns verbunden hat und ohne Unterlaß darauf hinarbeitet, unsern Verein entweder durch offene Gewalt oder durch geheime Ränke zu zerstören. Die Anfeindungen und Listen können nur durch den unerschrockensten Mut, durch die unermüdlichste Wachsamkeit zuschanden gemacht werden.

Übrigens genügt es nicht, daß ein Gebäude auf festem und dauerhaftem Grunde errichtet worden sei

und daß sich in seiner Nähe keine zerstörenden Elemente befinden, daß es gegen die Gefahren, die ihm etwa drohen können, geschützt sei: Es muß auch den Blicken schöne Maßverhältnisse darbieten, es muß ein harmonisches Ganzes sein, es muß zu den Meisterwerken der Baukunst zählen. So ist es auch mit dem moralischen Gebäude. Ruhe, Zusammenhalt, Eintracht, Friede müssen in den Augen der Profanen seine stärksten Stützen, seine schönsten Zierden sein! Sie sollen in uns nur Schwestern sehen, oder besser gesagt: Sie mögen in uns eine große Familie bewundern, in der es keine anderen Rangunterschiede gibt als die von der Natur selbst zu ihrer Erhaltung eingerichteten, die zu ihrem Fortbestehen notwendig sind. Wohltätigkeit gegen alle Unglücklichen muß eines unserer ausdrücklichsten Kennzeichen sein: Sie ist eine Tugend, die unserm sanften anschmiegenden Wesen entspringt, unserm Herzen, das seiner Natur nach liebevoll ist. Dieses Wohlwollen muß sich aber zu Gunsten unserer Mitschwestern, unserer Schülerinnen entfalten. Dann vollständige Gütergemeinschaft, damit es keinen Unterschied zwischen Arm und Reich gebe; im Gegenteil, die Reiche mache sich eine Freude daraus, die Arme vergessen zu lassen, daß sie jemals Entbehrungen gekannt hat. Wenn sie

mit ihrer Schülerin in die Gesellschaft geht, so soll die letztere auffallen durch die Pracht ihrer Kleider, durch die Eleganz ihrer Toilette, durch den Überfluß an Diamanten und Juwelen, durch die Schönheit und Schnelligkeit ihrer Wagenpferde. Sobald man sie sieht, möge man sie sofort erkennen, möge man rufen: »Seht da, eine Schülerin der Anandrinschen Sekte! So werden die belohnt, die der Vesta opfern!«

Auf diese Weise werdet ihr andere anziehen, werdet ihr in den Herzen anderer Mädchen, die sie bewundern, den Wunsch erwecken, es ihr nachzutun und eines gleichen Glückes zu genießen.

Eine echte Tribade muß stets von diesem Wunsch verzehrt sein, den Kultus der Schönen zu verbreiten; sie muß den Wunsch haben, daß womöglich ihr ganzes Geschlecht an demselben Glück teilnehme. So denken zum mindesten alle jene, die ich hier vor mir sehe. Ich werde sie Ihnen in aller Geschwindigkeit schildern, mein liebes Kind; Sie werden dadurch aufgeklärt werden, besser als durch alles, was ich Ihnen über diesen Gegenstand sagen könnte.

Zunächst sehen Sie hier zwei Frauen von philosophischer Denkungsart, die sich dem Glanz und den Ehren des Hofes entreißen, ja sogar dem noch mäch-

tiger lockenden Reize der hohen Wissenschaften, denen sie mit so viel Verständnis und Erfolg huldigten, um in unsere Versammlungen zu kommen und die Einfalt der Taube nachzuahmen, die der Lieblingsvogel der Venus und so glühend in ihren Liebeskämpfen ist.

Neben ihnen sitzt die Frau eines berühmten oder doch jedenfalls sehr bekannten hohen Beamten, die es aber verschmäht, an dem Ruhm ihres Gatten teilzunehmen, und sich den ehelichen Liebkosungen und dem Mutterglück entzieht. Sie setzt sich über alle menschlichen Rücksichten hinweg, um sich mit aller Hingebung und ohne Unterlaß dem Kultus unseres Vereines und seinen Arbeiten zu widmen.

Ihre Nachbarin ist eine anbetungswürdige Marquise, die mit ihr an Begeisterung für die Anandrinsche Sekte wetteifert, allen Vorurteilen trotzt und in den glühenden Anfällen ihrer Nymphomanie über jeden »Anstand«, wie die Vernichter unseres Kultus es nennen, über jede »öffentliche Sittsamkeit«, über jede »Scham« sich hinwegsetzt. Wie der Herrscher der Götter nimmt sie zuweilen die bescheidensten Gestalten an, um der Göttin neue Anhängerinnen zuzuführen.

Jene, deren Stirn mit einem doppelten Kranz von Myrte und Lorbeer umwunden ist, ist die moderne Melpomene, die Zierde des Théâtre français. Als sie sich vor fast drei Lustren von diesem zurückzog, ließ sie eine Lücke, die noch nicht ausgefüllt worden ist und vielleicht niemals ausgefüllt werden kann. Heute, da sie mit der Erziehung des Sohnes eines regierenden Fürsten betraut ist, sieht sie die Großen unseres Hofes zu ihren Füßen. Eine lange Erfahrung und grausame Krankheiten haben sie nur allzu gut die Gefahren des Umganges mit Männern kennen gelehrt. Sie verschmäht daher deren Huldigungen und Liebesschwüre. Der Erziehung ihres Zögling gewidmet, weilt sie die Hälfte des Jahres in Deutschland, die andere Hälfte in unserer Hauptstadt. Erholung von ihren wichtigen Aufgaben sucht sie mit einer neuen Begeisterung im Schoße unseres Vereins.

Ferner zählen wir zu den Unsrigen ihre würdige Nebenbuhlerin, die Melpomene der lyrischen Bühne; sie war nicht nur eine große Schauspielerin, sondern eine ebenso große Sängerin, die uns durch die Klänge ihrer Zauberstimme begeisterte. Fröhlichen und etwas boshafte[n] Geistes, streut sie ebenso gewandt wie anmutig Witze, Wortspiele und sarkastische Bemerkungen um sich her. Als sie von den

größten Verführern der Hauptstadt und des Hofes umgeben war, ist auch sie unterlegen; heute aber ist dieses verirrte Lamm in die Hürde unserer Göttin zurückgekehrt: In der Reife des Alters sucht sie die Verirrungen ihrer Jugend vergessen zu machen.

Und könnte ich Sie mit Stillschweigen übergehen, erlauchte Fremde?

Darf die Freundschaft, die uns beide verbindet, mich abhalten, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und bekannt zu machen, daß Sie den Wohlthaten und der Liebe eines Prinzen, des Bruders eines großen Königs, die süßen und lebhaften Zärtlichkeiten Ihres eigenen Geschlechtes vorgezogen haben? Sie haben die Umarmungen des erlauchten Herrn zurückgewiesen und sich an meinen Busen geworfen.

Auch Sie darf ich nicht vergessen, jugendlichste Novize, die Sie den großen sich Ihren Blicken darbietenden Beispielen gefolgt sind und in Ihrer neuen Laufbahn Riesenfortschritte gemacht haben, so daß Sie schon vor der Erreichung des reiferen Alters zur höchsten Stufe emporzusteigen für würdig befunden wurden!

Ich glaube mich keinem Vorwurf der Eitelkeit auszusetzen, wenn ich nach diesen vielen anderen auch

mich selber anführe. Denn hieße es nicht das Urteil unserer Versammlung beleidigen, wenn ich, die von ihr erwählte Vorsitzende, mich als talentlos und unbegabt hinstellen wollte?

Es ist bekannt, welches Opfer ich erst in allerjüngster Zeit gebracht habe, um mich ganz und gar jener Neigung hinzugeben, die mich stets beherrschte und deren ich mich berühme.

Dies, mein liebes Kind, sind die großen Muster, denen Sie nachzueifern haben. Dies werden Sie mit noch größerem Mute tun, sobald ich Ihnen die Wonnen geschildert habe, die man in unserer Gesellschaft genießt.

Dritter Teil

Infolge der unglücklichen Anlage der menschlichen Natur sind unsere Freuden für gewöhnlich vergänglich und trügerisch; zum mindesten sind sie flüchtig, eitel und kurz. Man jagt ihnen nach, man erlangt sie mit Mühe und Not, man genießt sie in Unruhe, und fast immer ziehen sie unheilvolle Folgen nach sich. Diese Kennzeichen gelten besonders für jene Wonnen, die man in der Vereinigung der beiden Ge-

schlechter sucht. Anders aber ist es mit den Genüssen, welche Frau mit Frau sich verschafft; diese sind echt, rein, dauernd und hinterlassen keine Gewissensbisse. Es läßt sich nicht leugnen, daß eine heftige Begierde das eine Geschlecht zum anderen zieht. Diese ist sogar notwendig, damit die beiden Geschlechter sich fortpflanzen. Wäre nicht dieser verhängnisvolle Instinkt vorhanden, welche vernünftige Frau würde sich wohl einem Genuß hingeben, der mit Schmerzen und Blut und Wunden beginnt? Dem gar bald die Ängste, die ekelhaften Unbequemlichkeiten einer neun Monate währenden Schwangerschaft folgen, die schließlich zu einer mühseligen Entbindung führt, deren Leiden man nur mit den größten, mit unaussprechlichen Schmerzen vergleichen kann. Dann schwebt man noch sechs Wochen lang in beständiger Lebensgefahr und hat oft sein ganzes Leben lang an furchtbaren, unheilbaren Krankheiten zu leiden. Kann man so etwas einen »Genuß« nennen? Ist das ein wahres Vergnügen? Im intimen Verkehr von zwei Frauen untereinander gibt es keine furchterregenden und schmerzhaften Vorbereitungen. Alles ist Genuß! Jeden Tag, jede Stunde, jede Minute kann die Vereinigung ohne alle Unbequemlichkeit sich von neuem vollziehen. Es sind Flu-

ten von Liebe, die einander ohne Unterlaß folgen, wie im unerschöpflichen Meere die Welle der Welle. Wenn man aber schließlich doch innehalten muß in diesem köstlichen Spiel, weil eben doch alles einmal ein Ende nimmt und weil die körperlichen Kräfte den Ausströmungen der beiden so eng verbundenen Seelen nicht mehr entsprechen, dann scheidet man voneinander mit Bedauern, man sucht sich wieder, man findet sich wieder, und man beginnt von neuem mit neuer Glut, von der Untätigkeit nicht geschwächt, sondern neu gestärkt!

Die Wonnen des Verkehrs zwischen Frau und Frau sind nicht nur echt, sie sind auch rein und ungemischt. Außer den körperlichen Leiden, die derartigen Freuden im Verkehr zwischen Mann und Frau vorangehen und folgen, so daß man ihnen mit Recht die Bezeichnung als echte Freuden absprechen kann, gibt es noch Leiden, die ich seelische nenne, weil sie ganz besonders die Seele in Mitleidenschaft ziehen, indem sie diese Genüsse stören und vergiften. Ich spreche nicht von den beständigen Kämpfen, die der Machtspruch unserer Sitte von einem jungen Mädchen erheischt, um ihre Leidenschaft zu verhehlen und abzuleugnen; sie muß die Liebkosungen eines liebenswürdigen Mannes zurückweisen, den sie am

liebsten selber ermutigen möchte, in dessen Arme sie sich stürzen möchte, wenn sie dem Triebe ihres Herzens folgen dürfte. Nehmen wir den Fall an, der nur allzu häufig eintritt: daß sie unterliegt. Nun schwelgt sie in allen Entzückungen, in allen Ekstasen – aber sie selber muß sich diesen entreißen, muß zu Listen ihre Zuflucht nehmen, um den eigentlichen Zweck der Natur zu vereiteln, nämlich die Empfängnis. Wenn sie sich eine Sekunde lang vergißt, ist es zu spät; sie trägt in ihrem eigenen Schoß den Zeugen ihrer Schuld, einen Ankläger, der sie widerspruchslos überführt. Welche Sorge, welche Unruhe, welche Qual hat sie auszustehen, wenn sie dieses fatale Geheimnis verbergen will! Und sie kann dem Himmel dankbar sein, wenn sie nicht zum scheußlichsten Verbrechen ihre Zuflucht nehmen muß, um der Schande zu entgehen!

Ich weiß wohl, in der Ehe fallen diese Übelstände fort. Aber die Ehe bringt andere Unannehmlichkeiten mit sich – die größte und unvermeidlichste von allen, den Überdruß des Gatten. Die Leichtigkeit und häufige Wiederholung des Genusses, den die reizendste Frau gewähren kann, übersättigen jeden Mann auf die Dauer, um so mehr, wenn der Mann Gatte, das heißt durch ein unlösliches Band an die

Frau gefesselt ist und wenn das Vergnügen für ihn eine Pflicht ist. Dies gestand einst einer unserer liebenswürdigsten und beliebtesten Kavaliers, der nur die spöttische Antwort eines Stutzers zu geben glaubte, in Wirklichkeit aber wie ein wahrer Philosoph sprach. Er hatte eine Frau in der Frühlingsblüte der Jahre, mit allen Reizen lieblichster Anmut geschmückt, mit allen Geistesgaben und Tugenden ausgestattet. Als man ihm den Vorwurf machte, daß er sie vernachlässige und sich dafür mit Dirnen abgebe, antwortete er: »Sie haben ja vollkommen recht, aber – sie ist meine Frau.«

Ohne Zweifel findet eine solche Ariadne Trost und Tröster; verstohlene und verbotene Genüsse bieten ihr nur einen um so größeren Reiz. Aber da darf immerhin der Mann nicht einer von jenen Eunuchen des Serails sein, die selber nichts machen, aber dem, der was machen möchte, lästig fallen. Mit anderen Worten: Die Eifersucht darf sich nicht hineinmischen, denn sonst ist es eine Hölle. Diese Leidenschaft kann auch unter Tribaden vorkommen, sie ist sogar unzertrennlich von der Liebe. Aber wie groß ist der Unterschied! Denn bei uns dient sie nur dazu, die Liebe anzustacheln, und vermehrt fast immer den Genuß. Ja, dieses Gefühl gibt unseren Freuden

eine Sicherheit, eine Dauer, die der Liebesverkehr mit Männern nie und nimmer gewähren kann.

Nehmen wir zum Beispiel eine Frau, die von ihrem Gatten oder vielmehr von ihrem Liebhaber vergöttert und auf Händen getragen wird! Muß sie nicht bei jeder Liebkosung fürchten, daß es die letzte sein wird oder zum mindesten die letzte sein könnte? Durch die Küsse verliert das Gesicht seine Farbe, durch die Berührungen welkt der Busen, die Haut des Leibes verliert durch die Schwangerschaften ihre Spannkraft, die geheimen Reize weiten sich aus durch das Gebären. Durch welche Reize wird eine Schönheit, die auf diese Weise entartet ist, den Mann zurückrufen, der sie flieht? Aber ich irre mich: Er ist ihr immer noch ergeben, er hat niemals aufgehört, sie zu lieben, sein Herz glüht noch für sie! Jedoch die Natur selber weigert sich: Seine männliche Natur wird kalt, schlaff, gelähmt; nur dadurch kann er seiner Geliebten Ehre erweisen, daß er ihr nicht untreu wird, daß er nicht versucht, bei andern seine Kraft wiederzufinden. Welch ein grausamer Zustand für beide Teile! Welch eine traurige Aussicht für das Selbstbewußtsein einer Frau! Wenn ich nicht außerdem die Launen, die Falschheit, die verräterische Hinterlist der Männer kennte, ich würde schon

aus diesem Grunde für immer auf den Umgang mit ihnen verzichten.

Bei den Tribaden kommen solche Widersprüche zwischen Gefühl und Bestätigung überhaupt nicht vor; Seele und Liebe gehen denselben Weg; es kommt nicht vor, daß die eine nach der einen Seite, die andere nach der andern Seite geht. Wo ein Wille ist, ist stets auch ein Weg. Ich will auf dieses Thema mich nicht näher einlassen, aber ohne Zweifel liegt hierin die Ursache unserer Beständigkeit: Da wir stets Wonne empfangen und geben, warum sollten wir eine Änderung suchen? Denn wir müssen gerecht sein und zugeben, daß die Unbeständigkeit in der körperlichen Beschaffenheit, in dem innern Wesen des Mannes beruht. Für ihn ist es oft eine Notwendigkeit, eine Frau zu verlassen, die Abwechslung ist für ihn eine Quelle neuer Kraft: Er verdoppelt, verdreifacht, vervierfacht, verzehnfacht seine Kräfte; er nimmt mit zehn Frauen vor, was er bei einer einzigen nicht fertigbringen würde. Indessen, unmerklich wird er schwächer; das Alter unterminiert seine Kräfte und nutzt sie ab. Ganz anders bei der Tribade! Bei ihr wächst die Liebesbegier, je älter sie wird. Die Begier steigert sich zur Raserei; war sie bisher Succube, so wird sie jetzt Incube, oder mit andern Wor-

ten: Die passive Tribade wird eine aktive. Sie steigt zum Range einer Mutter empor und bildet sich jetzt eine Schülerin heran. Um die richtige Wahl zu treffen, hat sie große Sorgfalt aufzuwenden. Hat sie aber einmal diese Wahl getroffen, hat sie das Mädchen gefunden, das ihr Herz begehrt, eine andere Hälfte ihres eigenen Ich, mit der sie bald zu einem Ganzen verwachsen wird, so verläßt sie sie nicht mehr. Sie wacht über ihr mit einer liebevollen unruhigen Eifersucht, weil sie befürchtet, ein einzigartiges kostbares Gut zu verlieren. Aber diese Eifersucht gleicht nicht der zügellosen Leidenschaft der Männer, sie ist vielmehr eine Art von mütterlicher Zärtlichkeit. Bei einer Tribade entfernt daher dieses Gefühl nicht ihre Schülerin, sondern es knüpft ihre Bande nur noch inniger und macht ihre Liebe unerschütterlich.

Und diese beständigen Wonnen erregen niemals Gewissensbisse, und eben dadurch gewähren sie die höchste Seligkeit! Denn warum sollten wir Gewissensbisse haben? Die Freude an der Tribadenliebe ist uns von der Natur eingegeben; sie verstößt nicht gegen die Gesetze; sie schützt die Tugend der Mädchen und der Witwen; sie vermehrt unsere Reize, hält sie frisch und macht sie dauerhaft; sie ist der Trost unseres Alters. Mit einem Wort: Die Tribade streut Ro-

sen ohne Dornen auf Anfang, Mitte und Ende unseres Lebensweges. Welcher andere Genuß könnte wohl damit verglichen werden? Beeilen Sie sich, liebes Kind, und kosten Sie diese Wonnen! Möchten Sie sich ihrer recht lange erfreuen, möchten Sie sie recht lange auch andern mitteilen! Möchten Sie stets mit derselben Lust die Worte wiederholen: Frauen, nehmt mich auf in euren Schoß, ich bin euer würdig!

Zweites Kapitel

Endlich, Mylord, kann ich mein Versprechen halten, an dessen Erfüllung Sie mich erinnern. Ich werde Ihnen die Fortsetzung der Beichte der hübschen Büsserin mitteilen, der Sie, wie es scheint, recht geneigt sind Absolution zu erteilen. Herr Clos hatte uns eingeladen, am Dreikönigstage den Kuchen bei ihm zu essen; und Fräulein Sappho, die der eigentliche Anlaß zu dieser Gesellschaft war, hat nicht verfehlt, sich pünktlich einzufinden. Nachdem wir einander die üblichen Komplimente gemacht und der Nymphe den Tribut der französischen Galanterie gezahlt hatten, nahm sie ihre Erzählung wieder auf und fuhr folgendermaßen fort.

Länger als fünfzehn Monate wohnte ich in dem Lusthäuschen von Frau de Furiel. Ich war dort von einem Luxus umgeben, der meine Hauptleidenschaft, die Eitelkeit, vollauf befriedigte. Und so schwamm

ich denn in einem Meere von Freuden und Wonnen.

Meine Erziehung hatte große Fortschritte gemacht, nicht nur in den Elementarfächern, sondern auch in den Künsten, die das Leben verschönen. Ich hatte mir die plumpe Sprache des Dorfes abgewöhnt; ich las, schrieb und rechnete sehr gut; ich nähte, stickte und häkelte; ich tanzte sehr anmutig und sang ganz leidlich, auch spielte ich die Harfe. Alle diese verschiedenen Beschäftigungen füllten meine Mußestunden aus, und so gingen mir die Tage schnell dahin. Allem Anscheine nach fehlte es mir an nichts, und ich hielt mich für vollkommen glücklich, als ein seltsames Abenteuer mich das höchste Glück kennen lehrte und mich bald darauf in einen Abgrund von Unglück und Leiden stürzte.

Die Modistin von Frau de Furiel, die berühmte Bertin, hatte Befehl, mir alles zu liefern, was ich bei ihr bestellte, und wir standen daher in einem regen Verkehr, den ein vertrautes Ladenfräulein zwischen uns vermittelte.

Diese benutzte aber die Ausgänge, um heimlich ihren Liebhaber zu besuchen, einen Friseur namens Mille, einen sehr hübschen blutjungen Burschen von mittlerer Größe, den man nach seinen frischen rosi-

gen Farben leicht für ein Mädchen hätte halten können. Es war ganz natürlich, daß bei diesen Besuchen seine Geliebte mit ihm über die Person sprach, die ihr das Glück verschaffte, so oft mit ihm zusammenkommen zu können. Sie erzählte ihm so viel und sprach so begeistert von meinem Gesicht und der Schönheit meines Körpers, daß sie seine Phantasie in Flammen setzte und daß er auf die bloße Beschreibung hin sich in mich verliebte. Die Leidenschaft wurde so stark, daß er ihr nicht widerstehen konnte und den Entschluß faßte, mich persönlich kennenzulernen. Er fing es ganz geschickt an; er fragte nicht nach mir, sondern erkundigte sich voller Neugier nur nach meiner Lebensweise und nach der Ausstattung meiner Wohnung. Schließlich machte er der Modistin den Vorschlag, sie möchte eines Tages, wenn sie mir Sachen zu bringen hätte, diese ihm anvertrauen und ihm ihre Kleider geben, damit er in dieser Verkleidung die Bestellung bei mir ausrichten könne.

Seine Geliebte, die sich bis dahin niemals über ihn zu beklagen gehabt hatte, hegte keinen Argwohn und gab ihre Einwilligung. Als einige Tage darauf Fräulein Bertin ihr einen Hut für mich mitgab, ging sie zu Mille, gab ihm ihre Haube, ihren Mantel und alle andern weiblichen Kleidungsstücke, die er brauchte.

Er nahm die riesige Schachtel, die den Hut enthielt, in beide Hände und ging, während sie sich in sein Bett legte, um seine Rückkunft zu erwarten. Man ließ ihn zu mir herein; ich war überrascht, ein neues Gesicht zu sehen, und sprach dieses gegen ihn aus. Die vorgebliche Modistin antwortete mir, ihre Kameradin sei krank und sie sei daher vom Geschäft beauftragt, sie zu vertreten. Sie freue sich dessen außerordentlich; denn sie habe ja schon viele Damen und Fräulein gesehen, sie sehe alle Tage welche, aber noch niemals habe sie eine so reizende gesehen; mit Recht nenne man den Ort, den ich bewohne, einen Tempel, denn ich sei eine Göttin.

Schmeichelei vergiftet den Mann, noch leichter die Frau und folglich auch mich. Diese Worte, die sie in dem leidenschaftlichen Ton einer frommen Christin vorbrachte, die vor dem Altar kniet, gefielen mir ganz außerordentlich. Ich war gerade dabei, meine Schokolade zu trinken; ich befahl, eine zweite Tasse für die Modistin zu bringen, und ließ mich mit ihr in ein Gespräch ein, wobei ich in ihr ein geistreiches und vernünftiges Mädchen fand.

Im Laufe der Unterhaltung sagte sie mir folgendes: »Allem Anscheine nach, mein gnädiges Fräulein, befinden Sie sich in den glücklichsten Umständen, wie

Sie sie ja auch verdienen; nur finde ich, es mangelt Ihnen etwas sehr Wesentliches zu Ihrem vollen Glück: Ich sehe zu meinem Bedauern, daß Sie des Umganges mit Männern entbehren. Ganz gewiß liebe ich das männliche Geschlecht durchaus nicht, ich habe niemals vertraute Beziehungen zu einem Manne unterhalten, denn ich finde keinen Geschmack an Männern und werde ihn auch wohl niemals finden. Aber man braucht ja nicht mit ihnen zu schlafen, schließlich sind sie doch die Hälfte des menschlichen Geschlechtes, für die wir geschaffen sind. Warum wollen Sie sich die Huldigungen entgehen lassen, die Sie von den Männern empfangen würden? Würde es Ihrem Selbstbewußtsein nicht schmeicheln, alle liebenswürdigen Lebemänner, von denen es in Paris und bei Hofe wimmelt, zu Ihren Füßen zu sehen und durch verächtliche Abweisungen die vielen leichtgläubigen Frauen zu rächen, die von jenen jeden Tag betrogen werden?«

Ich antwortete ihr hierauf lachend, sie sage wohl nicht die Wahrheit und sie scheine mir ein recht zügelloses Geschöpf zu sein.

»Nein!« fuhr sie fort. »Ich schwöre Ihnen, ich spreche zu Ihnen, wie wenn ich zu den Füßen meines Beichtvaters säße. Ich habe keinen Liebhaber, ja, ich

bin sogar so beschaffen, daß mir der Umgang mit Männern überhaupt kein Vergnügen machen könnte; dagegen habe ich eine rasende Liebe zu Frauen. Wir brauchen ja unter uns Frauen keine Geheimnisse zu haben; wenn Sie wollen, zeige ich Ihnen etwas ganz Besonderes. Es wäre mein sehnlichster Wunsch, daß Sie mich für würdig hielten, entweder als Modistin oder als Friseurin oder als Kammerzofe mich Ihrem Dienste zu widmen. Sie können sich darauf verlassen, Sie werden niemals so gut bedient sein.«

Dieses freie und leichte Benehmen von Seiten einer Person untergeordneten Ranges, die ich zum erstenmal sah, würde mich vielleicht gegen eine andere aufgebracht haben; an ihr aber gefiel es mir. Ohne Zweifel geschah dies infolge einer geheimen Sympathie, deren Wirkung ich bereits verspürte, ohne die Ursache zu kennen. Plötzlich trat sie an mich heran, ergriff meine Hände, küßte sie und rief: »Ach, lassen Sie sich doch umarmen; seien Sie meine kleine Geliebte, meine Herrin; nehmen Sie mich unter Ihren Befehl!«

Ich fühlte mich von einem hitzigen Feuer verzehrt, wie ich es bis dahin niemals gekannt hatte; doch gab ich mir den Anschein, als gäbe ich nur den Regungen der Neugierde nach. Ich ging an die Tür, schob

den Riegel vor und sagte dann zu ihr: »Nun, so lassen Sie mich einmal das Wunder sehen, wovon Sie sprechen!«

Sie spielte einen Augenblick die Schüchterne, ja, sie erinnerte mich sogar an den Abstand, der zwischen einer kleinen Modistin und mir vorhanden wäre; sie tat, als ob sie selber über ihre Keckheit erstaunte, und sagte, ich müsse dies der übermäßigen Leidenschaft zuschreiben, die meine Reize ihr plötzlich eingeflößt hätten. Bald aber wurde sie kühner; sie bedeckte meinen Busen mit Küssen, ergriff meine Hände und zog sie leise an ihren. ... »Ungeheuer!« rief ich. »Du bist ein Mann! Ich bin verloren!«

Trotzdem aber ließ meine Hand nicht los, was sie ergriffen hatte; sie schien von einer magnetischen Kraft festgehalten zu werden. Ich hielt nicht einmal seine Hand zurück, die immer weitere Fortschritte machte und mir ein köstliches kitzelndes Gefühl verursachte, wie ohne Zweifel ich selber es ebenfalls dem Kühnen verschaffte. Und so vollbrachten wir beide gleichzeitig unser Opfer; ich aber geriet dabei in eine solche Verzückung, daß ich von einer Art Krampf ergriffen wurde. Bald fand er seine frühere Kraft wieder und machte sich meinen Zustand zunutze, um sich den Zugang zum Weg des wahren Glückes

zu bahnen und mich mit einem so entsetzlichen Ungestüm anzugreifen, daß der Schmerz mich wieder zur Besinnung brachte. Ich wollte schreien, aber ein Übermaß von Wonne ließ die Klage auf meinen Lippen ersterben. Nachdem wir beide mehrere Male fast unmittelbar hintereinander vor Wollust die Besinnung verloren hatten, kam ich endlich wieder zu mir und konnte wieder sprechen.

Ich fragte ihn, mit wem ich es zu tun hätte und wie er darauf gekommen sei, bei mir einzudringen. Mille wagte nicht, mir die Wahrheit zu gestehen, und erzählte mir darum eine Geschichte von freier Erfindung. Er sagte, er sei der Sohn von Frau de Furiel; er habe mich mehrere Male in der Kutsche seiner Mutter auf den Boulevards und in ihrer Theaterloge bemerkt, sei eifersüchtig auf sie geworden und habe sich wahnsinnig in mich verliebt. Da er gewußt habe, daß er auf gewöhnlichem Wege nicht zu mir gelangen könne, habe er versucht, eine meiner Dienerinnen zu bestechen. Da auch dies ihm mißlungen sei, sei er schließlich darauf verfallen, sich an eine der Putzmacherinnen zu wenden, die mich bedienten, und er segne die Liebe, daß sie ihm diese List eingegeben habe, die ihm so herrlich gelungen sei. Er halte es jedoch der Vorsicht wegen für angebracht,

daß seine Vermittlerin von diesem Erfolg nichts erfahre; er werde ihr daher sagen, ich sei unerbittlich gewesen und er habe alle Hoffnung verloren. Ich meinerseits möchte dem Fräulein keinen Vorwurf machen, sondern das tiefste Schweigen bewahren. Er werde sich weibliche Kleidung machen lassen und in Zukunft unter einem Vorwande, den ich selber ihm angeben möchte, und zu den von mir gewünschten Stunden zu mir zu gelangen wissen. Ich konnte diese vernünftigen Vorsätze nur billigen und entließ ihn, nachdem ich noch den Wunsch ausgesprochen hatte, ihn recht bald wieder zu sehen.

Vor allen Dingen mußte ich nun ein Unwohlsein vorschützen, um mir einige Tage Ruhe zu verschaffen und durch Ausspülungen mit einer gelinde zusammenziehenden Flüssigkeit den Blicken von Frau de Furiel die Spuren der von dem verliebten Ungeheuer angerichteten Schäden zu verbergen.

Bald darauf kam eine neue Sorge hinzu: Ich hatte Übelkeiten, Erbrechen, mit einem Wort alle Symptome der Schwangerschaft; besonders das Ausbleiben der monatlichen Reinigung konnte ich unmöglich meinen Kammerfrauen verbergen. Sie meldeten dies Frau de Furiel, die in die größte Unruhe wegen meines Zustandes geriet. Das Schwierigste aber war

für mich, zwei Liebesverhältnisse gleichzeitig zu unterhalten, von denen das eine mir abgeschmackt und lästig vorkam, gerade weil das andere so außerordentlich anziehend für mich war und ich mich mit allen Kräften diesem hingab. Wie Sie begreifen werden, mußte durch diese verschiedenen Anzeichen eine so kluge und scharfblickende Frau sehr bald hinter mein Geheimnis kommen, das sich auf die Dauer überhaupt nicht hätte verbergen lassen.

Mille seinerseits war in großer Verlegenheit, als er nach seiner Rückkehr der Geliebten seine Dankbarkeit in der von ihr erwarteten Weise bezeigen sollte, an die sie von früher her gewöhnt war. Er mußte eine Lüge vorbringen, und sie verließ das Bett in demselben Zustande, wie sie sich hineingelegt hatte. Sie tröstete sich mit der Hoffnung, daß es ein anderes Mal besser gehen werde. Als er aber das nächste Mal ebenso unfähig war, konnte sie an der Abkühlung seiner Liebe nicht mehr zweifeln, und sie ahnte sofort, daß ein anderes Verhältnis daran schuld war. Sie bemühte sich, dies Verhältnis zu entdecken; aber auf mich hatte sie keinen Verdacht, weil ich selber niemals über unser Verhältnis sprach und weil sie überzeugt war, daß ihr Geliebter mich nur ein einziges Mal besucht habe, besonders aber weil sie sich

nicht denken konnte, daß zwischen einem Friseur und einem in solchem Luxus lebenden Fräulein eine Verbindung bestehen könnte. Sie hätte also noch lange vergeblich herumspionieren können, wenn ihr nicht der Zufall zu Hilfe gekommen wäre.

Als sie eines Morgens mir einige Modewaren zu bringen hatte, sah sie von weitem ein Mädchen aus meiner Wohnung herauskommen, das große Ähnlichkeit mit Mille hatte. Sie beschloß sich Aufklärung zu verschaffen, folgte dem verkleideten Mädchen von weitem und fand ihre Vermutung immer mehr bestärkt, als sie diese erst in Milles Straße, dann in Milles Haus und schließlich in Milles Zimmer eintreten sah. Sie klopfte, keine Antwort. Sie sah durch das Schlüsselloch und erblickte ihn damit beschäftigt, sich auszuziehen. Sie klopfte stärker; er antwortete, man solle einen Augenblick warten.

Endlich öffnete er: Welche Überraschung, als er seine Geliebte vor sich sah! Er errötete und bat sie um Entschuldigung, daß er nicht gleich geöffnet habe, aber er habe nicht gewußt, wer da sei. Er komme gerade aus dem Bette; er sei die ganze Nacht unwohl gewesen und habe nur so viel Zeit gehabt, sich seinen Schlafrock anzuziehen.

Sie ließ sich von diesen Worten nicht mehr betrügen, denn sie wußte ja, daß es lauter Lügen waren.

Sie fand sofort an seinem Leibe, an seinem Hemde die Spuren seiner Untreue. Dann stöberte sie im Zimmer herum und zog sehr bald das Kleid hervor, das er gerade eben ausgezogen hatte und das auf eine unwiderlegliche Art gegen ihn zeugte. Vorläufig tat sie noch, als ob sie nicht wüßte, wo er gewesen war; aber sie verlangte es von ihm zu wissen und drohte ihm, sie werde nur unter dieser Bedingung ihm verzeihen.

Sie überschüttete ihn mit einer Flut von Beleidigungen und Drohungen, die ihm die größte Angst einjagten. Damit sie nur aufhörte, gestand er alles.

Als sie alles wußte, lief sie in rasender Wut davon, indem sie zum Abschied den Wunsch aussprach, daß Frau de Furiel, die seinen Verrat sofort erfahren werde, ihm unverzüglich den Lohn dafür auszahle und ihn in den Armen seiner neuen Geliebten totschlagen lasse.

Es blieb nicht bei diesem frommen Wunsche.

Nachdem sie dem Ungetreuen einige Tage Zeit zur Reue gelassen hatte, ohne daß er davon Gebrauch machte, begab sie sich zu Frau de Furiel und setzte diese von allem in Kenntnis.

Diese Anzeige in Verbindung mit dem, was sie selber bereits bemerkt hatte, klärte die Dame vollkommen auf, und sie zweifelte nicht mehr daran, daß ich sie angeführt hatte; aber sie wollte sich einen unzweifelhaften Beweis davon verschaffen und ließ sich daher eine ganz genaue Beschreibung des als Mädchen verkleideten Jünglings geben. Sie erkundigte sich bei den Kammerfrauen nach diesem verkleideten Mädchen und erhielt von ihnen die Bestätigung, daß ich sehr häufig den Besuch der angeblichen Modistin empfinde. Infolgedessen gab Frau de Furiel den Befehl, man solle das Mädchen, sobald sie wiederkomme, ohne alle Schwierigkeiten hineinlassen, ihr aber sofort Bescheid geben.

Bald bot sich die gewünschte Gelegenheit, Frau de Furiel erhielt Bescheid und eilte sofort herbei.

Wir hatten uns in meinem Boudoir eingeschlossen; sie ließ die Türen erbrechen. Wir hatten allerdings Zeit genug gehabt, unsere Kleider zu ordnen, aber es sprachen zu viele Anzeichen gegen uns: Vor allen Dingen verriet uns unsere Bestürzung, unser Schweigen; denn wir waren nicht imstande, ein einziges Wort hervorzubringen.

Sie stürzte auf mich zu und rief: »Unglückliche! So hältst du deine Versprechungen, deine Schwüre! So

dankst du mir für meine Sorgfalt, so dankst du mir meine Wohltaten, so vergiltst du Liebe mit Liebe! Undankbare, wie hast du dich so weit vergessen können? Und noch dazu an diesem Ort, wo alles dich an die Pflicht, die Dankbarkeit erinnern und dir dein Verbrechen hätte zum Bewußtsein bringen müssen, wo du nicht einen Schritt tun, nicht einen Blick um dich werfen, nicht deine Hand ausstrecken konntest, ohne nah und fern, um dich herum, an dir selber Zeichen meiner Schwäche und Beweise deiner Treulosigkeit zu bemerken! Hast du denn nicht befürchtet, daß dieses Ruhebett, der infame Schauplatz deiner Treulosigkeit, sich plötzlich belebe und voller Entrüstung sich aufbäume, um dich von sich zu werfen – dich, die es besudelte, die sich auf ihm einer abscheulichen Prostitution hingab, deren Zeuge und Mitschuldige es bis dahin noch niemals gewesen war?

Übrigens habe ich ja selber Schuld: Was konnte ich von einem Mädchen erwarten, das aus dem Schlamm hervorgegangen ist, dessen Seele ebenso niedrig ist wie seine Herkunft und sich daher niemals von dieser losmachen konnte!«

Die Lebhaftigkeit ihrer Gefühle überwältigte sie. Sie schwieg. Sie vergoß Tränen, aber es waren keine

Tränen der Zärtlichkeit, sondern Tränen der Verzweiflung und der Wut.

Ich hatte mich unterdessen von meinem ersten Schrecken erholt und sagte zu ihr: »Gnädige Frau, ich will nicht lügen, ich will meinen Fehltritt, den Sie Verbrechen nennen, nicht leugnen. Er ist ja nur allzu sehr bewiesen; aber wenn er ein Verbrechen ist, so ist er ein Verbrechen der Natur. Sie wissen aus eigener Erfahrung, daß man gegen den Trieb seiner Natur nicht ankämpfen kann, daß weder Versprechungen noch Schwüre etwas gegen die Natur vermögen, sondern daß diese früher oder später doch stets die Herrschaft wiedergewinnt. Verteidigen aber will ich mich gegen den Vorwurf, ein anderes, ein wirkliches Verbrechen begangen zu haben, nämlich das der Undankbarkeit. Dies Gefühl ist meinem Herzen nicht eigen, es liegt mir fern. Ich empfinde im tiefsten Herzen Ihre Wohltaten; ich werde mich ihrer mein ganzes Leben lang erinnern, ich möchte mein Blut hergeben, um sie zu zahlen, und wenn Ihnen meine Dienste angenehm sind, so bin ich bereit, bis zu meinem letzten Atemzuge Ihnen dies zu beweisen, bin ich bereit, Ihre Sklavin zu sein. Aber dies ist alles, was ich tun kann; sonst verzichte ich auf alle Ihre Wohltaten. Außerdem habe ich, wie Sie sehen, keine

unwürdige Wahl getroffen, über die Sie zu erröten brauchen. Das Schicksal trieb mein Blut, in Leidenschaft zu Ihnen zu lodern: Aus den Armen der Mutter bin ich in die des Sohnes gesunken. ...«

»Des Sohnes? Was höre ich?« antwortete Frau de Furiel voller Wut, indem sie einen furchtbaren Blick auf Mille warf. »Sollte etwa dieser Schurke die Frechheit gehabt haben, ein solches Märchen zu ersinnen? Mein Sohn? Ein gemeiner Bartkratzer. ...«

Mille fühlte, daß er nicht mehr zurückweichen konnte und daß das Geheimnis enthüllt war. Ohne ihr zu antworten, stürzte er sich mir zu Füßen, gestand seinen Betrug und bat mich um Verzeihung. Er sagte, er habe befürchtet, mir als Träger eines gewöhnlichen Namens und als einfacher Handwerker zu mißfallen; er bitte mich, um seiner Liebe willen ihm zu verzeihen, und er glaube, daß ich ihm bereits verziehen habe, denn er habe mir ja gefallen.

Diese neue Entdeckung überraschte mich aufs höchste; ich vermochte nicht, meinen Mund zu öffnen, aber er konnte mein Schweigen nur im günstigsten Sinne auslegen. Frau de Furiel geriet nun in die höchste Wut und rief: »Ich könnte auf der Stelle die Strafe über euch verhängen, die ihr beide verdient; aber ihr seid in meinen Augen zu verächtliche Ge-

schöpfe, als daß ich mich zu einer Handlung der Rache erniedrigen sollte. Man ziehe ihr alle Sachen aus, die mir gehören, und gebe ihr ihre Bauernkleider! Man werfe sie mit ihrem Taugenichts auf die Straße! Sie wird bald anderwärts die Strafe finden, der Frauenzimmer ihresgleichen nicht entgehen!«

Die Befehle meiner Wohltäterin wurden sofort ausgeführt. Ich verlor jedoch meine Fassung nicht, sondern nahm ganz kaltblütig Milles Arm und sagte: »Komm, lieber Freund! Ich verzeihe dir deine List, obwohl ich durch sie ein Vermögen verliere. Du hast genug, um mich dafür schadlos zu halten. Du bist mehr wert als das, was man mir nimmt. Nur schnell hinaus aus diesem neuen Sodom, bevor der Blitz herniederfährt und es zerschmettert.«

Der Friseur führte mich in seine Wohnung und pflegte mich aufs beste. Ein paar Tage lang ging alles gut, und vielleicht hätten wir noch lange glücklich miteinander gelebt, wenn nicht seine frühere Geliebte, die Modistin, gewesen wäre. Es empörte sie, daß sie die Frucht ihrer Bosheit nicht ernten sollte, sondern sehen mußte, daß sie uns nicht nur nicht auseinandergebracht, sondern im Gegenteil uns noch enger vereinigt hatte.

Ihre Eifersucht stieg dadurch auf eine solche Höhe, daß sie oft zu uns kam und lärmende Auftritte veranlaßte, wodurch Milles Stubennachbarn gestört wurden. Diese hielten mich für eine gewöhnliche Straßendirne und beschwerten sich beim Kommissar. Mitten in der Nacht holte man mich plötzlich aus dem Bette meines Geliebten und brachte mich nach St. Martin.

Ich werde Ihnen dieses für liederliche Frauenzimmer bestimmte Gefängnis, das ein ebenso entsetzlicher wie ekelerregender Ort ist, nicht im einzelnen schildern. Es wird genügen, wenn ich Ihnen sage, daß es eine Kloake für alle Laster, ein Schauplatz aller Schamlosigkeiten ist. Man hört dort nichts als unflätige und grobe Worte, Flüche und Lästerungen des verkommensten und daher auch rohesten Gesindels.

Glücklicherweise ist es nur ein vorübergehender Aufenthalt für diejenigen, die für das sogenannte große Haus, nämlich das allgemeine Hospital, bestimmt sind.

Ohne Zweifel haben Sie alle, meine Herren, die prachtvolle kluge Lobrede gelesen, welche Frau Gourdan in dem Meisterwerk erotischer Beredsamkeit, das man der Überlieferung für die Nachwelt

würdig gehalten hat, zum Preise dieses Hospitals vorgebracht hat. Man muß jedoch von ihrer begeisterten Schilderung sehr viel in Abzug bringen. Es ist im Grunde eine nicht weniger schreckliche Besserungsanstalt als der zuerst genannte Ort; und man würde dort nicht weniger körperliche und moralische Verderbnis finden, wenn es nicht einerseits geräumiger und besser gelüftet wäre und wenn nicht andererseits ein patriotischer Minister den Einfall gehabt hätte, alle diese sündhaften Hände zur Arbeit heranzuziehen, die unglücklichen Gefangenen dadurch vor dem Müßiggang zu bewahren und aus ihrer Bestrafung einen Vorteil für das allgemeine Wohl zu ziehen.

Der augenblickliche Polizeistatthalter ist ein nicht weniger kluger Staatsmann: Er hat diesen Plan, den Herr de Malesherbes nur in seinen Umrissen hat entwerfen können, bedeutend vervollkommnet, und die Riesensäule des Hospitals, die einstmals mit ihrer Pest auch die reinsten Leute angesteckt hätten, wenn sie sie betreten hätten, sind jetzt Arbeitsstätten geworden; wenn man sie auch noch nicht erbaulich nennen kann, so sind sie doch zum mindesten nützlich.

Da ich schwanger war, wie man leicht feststellen konnte, so wurde mir eine besondere Wohnung angewiesen, wo man mich sehr milde behandelte. Ich

brachte ein Kind zur Welt, wurde bis zu meiner völligen Genesung sehr sorgfältig gepflegt und dann entlassen, so daß ich glücklich dieses Gefängnis verließ, ohne daß ich es eigentlich kennengelernt hatte.

Aber nun stand ich ohne einen Heller in der Tasche da; ich hatte nicht einmal Kleider und überhaupt nichts, was ich hätte versetzen können, um mir etwas Geld zu verschaffen. So war ich denn völlig ratlos, besonders nachdem ich zu Milles Wohnung gegangen war und dort erfahren hatte, daß er, um sich den fortwährenden Verfolgungen seiner Megäre zu entziehen, bei einem ausländischen Herrn in Dienst getreten und mit ihm nach Rußland gereist sei.

Er hatte alle seine und meine Habseligkeiten verkauft. Es war ihm nicht eingefallen, mir Unterstützung zu bringen, ja, er hatte sich nicht einmal nach mir erkundigt, und so stand ich denn, von allem Notwendigsten entblößt, auf der Straße.

Da begriff ich, freilich zu spät, wie recht meine Wohltäterin gehabt hatte, als sie von der Leichtfertigkeit, Unbeständigkeit, Treulosigkeit und Verruchtheit der Männer sprach. Ich faßte den festen Entschluß, mich in meinem ganzen Leben nicht an einen Mann anzuschließen. Indessen mußte ich mir doch meinen Unterhalt verdienen, und da sah ich keine andere Hilfe,

als zu Frau Gourdan zu gehen und bei ihr Zuflucht zu suchen. Ich kannte Paris fast noch gar nicht; ich wußte nicht einmal, in welcher Straße das Haus der berühmten Frau lag; aber ich dachte mir, jedermann müsse dies wissen, und fragte daher einfach alle Vorübergehenden darnach.

Einige antworteten mir gar nicht, andere lachten mir ins Gesicht. Mehrere fromme Frauen schlugen ein Kreuz, als sie meine Frage hörten, aber eine von ihnen sah mich hierauf genauer an, ergriff meine Hand und sagte zu mir: »Mein Kind, Sie sind nicht dazu geschaffen, in ein solches Haus zu gehen. Ich habe Mitleid mit Ihrer Unschuld. Segnen Sie die Vorsehung und überlassen Sie sich meiner Führung: Ich werde Ihnen einen besseren Platz verschaffen als an einem solchen Ort. Zuvor aber kommen Sie zu mir und legen Sie mir Ihre Beichte ab.«

Ich folgte ihr in ihre Wohnung, die nicht weit von hier in der Rue du Bac in der Nähe der Missionsgesellschaft lag.

Ich bin von Natur offenherzig; übrigens hatte ich gar keine Zeit gehabt, mir eine Geschichte zurecht zu machen, und außerdem drängte mich die Not. Ich faßte Vertrauen zu der Frau und erzählte ihr ausführlich alles, was mir zugestoßen war und worüber

ich im Grunde auch nicht zu erröten brauchte, da ich ja doch sozusagen durch unvermeidliche Schicksalsfügung vom rechten Wege abgelenkt worden war. Übrigens hatte auch sie ihrerseits gute Gründe, nachsichtig zu sein, und es war ihr durchaus nicht unangenehm, aus meiner Erzählung zu entnehmen, daß ich sehr geeignet sein würde, auf die Pläne einzugehen, die sie mit mir vorhatte.

Sie sagte zu mir: »Ich heiße Frau Richard, bin Witwe und habe keine Kinder; mein Mann war Stuhlvermieter in der Kirche der Missionsgesellschaft; dadurch bekam ich Gelegenheit, in die Anstalt hineinzukommen und die Bekanntschaft der Herren Missionare zu machen. Um leichter ihre Gunst zu gewinnen, spielte ich die Fromme: Ich machte mich an einen der einflußreichsten Herren heran und ging bei ihm zur Beichte.

Um einmal zu sehen, ob er leidenschaftlichen Regungen zugänglich sei, sprach ich ihm meine Gewissensbedenken über den ehelichen Verkehr mit meinem Manne aus; zu meiner großen Befriedigung bemerkte ich, daß er nicht unempfindlich war. Obgleich er mich tüchtig ausgescholten und mir befohlen hatte, in Zukunft zurückhaltender zu sein und nicht zu sehr auf die Einzelheiten einzugehen, fand

ich doch leicht den Mut, das zweite Mal meine Schilderungen noch schlüpfriger zu gestalten.

Dieses Mal beichtete ich eine Untreue, die ich gegen meinen Mann begangen haben wollte, indem ich endlich den dringenden Anträgen eines Liebhabers nachgegeben hätte. Ich merkte, daß diese Sünde dem ernststen alten Herrn nicht allzu mißfällig war, sondern daß sich, ihm selber noch halb unbewußt, in sein Herz die Hoffnung einschlich, er könne vielleicht eines Tages ebenso glücklich sein. Allerdings verwies er mir auch dieses Mal meine Ausdrücke, aber er war dabei viel weniger streng, nannte mich sein liebes Beichtkind und ermahnte mich, oft vor dem Beichtgericht zu erscheinen, um meine unglückliche Neigung zum männlichen Geschlecht auszurotten.

Nachdem ich durch diese gelungenen Versuche die Tugend des Dieners Jesu Christi erschüttert hatte, beschloß ich, einen entscheidenden Schlag gegen ihn zu führen. Ich beichtete ihm einen wollüstigen Traum. Diesmal handelte es sich nicht mehr um eine unzüchtige Handlung oder einen einfachen Ehebruch, sondern um ein gotteslästerliches Vergehen, eine geistige Blutschande, die ich mit einem Priester, dem Mitgliede eines geistlichen Ordens, begangen hätte, mit einem Wort: mit meinem ...

Ich wagte nicht, zu Ende zu sprechen, wie wenn ich selber ob der Ungeheuerlichkeit meines Verbrechens erschrocken wäre, obgleich ich es nicht in Wirklichkeit begangen, sondern nur im Traum vollbracht hatte. Der Beichtvater fiel plötzlich aus der Rolle, oder besser gesagt: Er besann sich darauf, welches Recht diese Rolle ihm gab. Er verlangte zu wissen, mit wem ich die Sünde begangen hätte; er wurde immer dringender und befahl mir im Namen Gottes, dessen Vertreter er sei, ihm nichts zu verbergen. Endlich fügte ich mich in den Willen des Himmels und sagte zu ihm: »Es war mein Beichtvater, mit dem ich im Bett zu liegen glaubte, mit ihm habe ich im Traum ...«

Ich hatte dies Geständnis so kunstreich vorbereitet, daß es kein Wunder war, wenn es wirkte.

Herz und Seele des Beichtvaters gerieten in die größte Aufregung. Er verlor völlig den Kopf; er begann zu stammeln, wußte nicht mehr, was er sagte, noch was er tat. Mit einem stürmischen Drange, wie er ihn noch nie gekannt hatte, bäumte seine Sinnlichkeit sich auf. Mechanisch suchte er sich zu bändigen. Er bewegte sich hin und her, er schüttelte seinen ..., er versank in eine köstliche Verzückung.

Die Stimme des Fleisches war zum Schweigen gebracht; aber er errötete über seinen Sieg. Schleunigst schaffte er sich sein Beichtkind vom Halse, indem er mir Absolution erteilte. Dann ging er in seine Zelle, um seine Schande in der Einsamkeit zu verbergen.

Ich hatte alles bemerkt, was er mit sich vorgenommen hatte. Sofort begriff ich, daß ich nur noch ein Zusammensein unter vier Augen herbeizuführen brauchte, um ihn vollends zu verführen, indem ich den Augenblick, wo seine Phantasie aufs höchste gereizt wäre, geschickt benutzte.

In der Osterwoche schützte ich eine Krankheit vor; ich schickte meinen Mann zum Beichtvater und ließ ihn bitten, mich anzuhören. Eilends kam er. Mit sauberer Wäsche bekleidet lag ich im Bett. Teilnahmsvoll fragte er mich nach meinem Befinden. Ich sagte zu ihm: »Ach, ich weiß selber nicht, was mit mir ist; mich beherrscht eine eigentümliche Stimmung, eine tiefe Traurigkeit, ein allgemeines Schwächegefühl. Mich verzehrt ein geheimes Feuer; es ist jetzt kein Traum mehr, sondern dauernde Wirklichkeit: Mich beherrscht eine heftige Leidenschaft, die ich vergebens bekämpfe. Diese Leidenschaft ist ganz wahnwitzig; denn selbst wenn die göttliche Gnade oder der Teufel Gewalt über mich gewinnen sollte, hätte

ich nicht die geringste Hoffnung, dadurch den Mann für mich zu gewinnen, dem diese Leidenschaft gilt, denn er ist ein ernster Mann von außerordentlicher Tugend, der sich niemals herablassen würde, auch nur einen Blick auf mich zu werfen.«

Mit diesen Worten drehte ich mich herum und bot den Blicken des Beichtvaters, der kein Auge von mir verwandte, meinen Busen dar, von dem ich wohl sagen darf, daß er wirklich schön war.

Ich sah den geistlichen Herrn mit einem zärtlichen Blicke an und fuhr fort: »Ja, ehrwürdiger Vater, Sie sehen in mir die verworfenste Sünderin! Vor dem Beichtstuhle, in dem Augenblick, wo ich meine Sünden eingestand, machte ich mich neuer Sünden schuldig, überließ ich mich einer frevelhaften, blutschänderischen Liebe. Ach, warum kann ich nicht die Kleider meines Geschlechtes ablegen und ein Mönchsgewand anziehen, um mit ihm zusammen zu leben, ihn zu bedienen und unaufhörlich meine Augen an dem herrlichen Anblick seines ehrwürdigen Gesichtes zu weiden. Denn er ist eine majestätische Erscheinung wie Sie, ehrwürdiger Vater; sein Blick ist wohlwollend und sanft, seine Stimme melodisch und freundlich. Ich glaube ihn vor mir zu sehen und zu hören. ... Ich Unglückliche, was habe ich gesagt!

Ach, Sie gleichen ihm nur allzu sehr, und ohne Zweifel würden Sie unerbittlich sein wie er!«

Überredender, dringender hatte selbst Phädra nicht in ihrem Geständnis gesprochen; ich aber war glücklicher als Phädra.

»Du hast gesiegt, meine liebe Richard!« rief der fromme Mann. »Du triumphierst über fünfzig Jahre eines sittenstrengen tugendhaften Lebens! Um deinetwillen werde ich verdammt werden; aber was macht mir dies? Seitdem ich dich kenne, leide ich ja schon mehr als Höllenqualen; warum solltest du mir nicht Wonnen verschaffen, wie das Paradies selber sie mir nicht bieten kann? Ich glaube, das höchste Wesen gibt hier selber seinen Willen kund. Es muß uns diese gegenseitige Sympathie eingeflößt haben, die ohne unser Zutun uns erfüllt hat, die wir vergebens bekämpft haben, die allen Anstrengungen unserer Willenskraft widerstanden hat! Ganz gewiß wird es uns nicht für etwas bestrafen, was sein eigenes Werk ist. Wir haben Gottes Stimme gehört. Seine Wege sind unerforschlich. So wollen wir denn Seinem Willen folgen: Nimm mich auf in deine Arme, empfang von mir Gesundheit und Leben wieder, mache ohne Gewissensbisse von diesem Heilmittel Gebrauch! Solche Vereinigungen haben nichts

Schlechtes an sich, wenn nur der Skandal vermieden wird. Darum wollen wir mit einem undurchdringlichen Schleier unser Verhältnis vor den Blicken der Weltkinder und der Neider verbergen!«

Mit diesen Worten stürzte er sich wie rasend auf mich. Ich ergab mich ihm. Ich glaube, er opferte mir seine Keuschheit, denn er war dem Anschein nach völlig unerfahren in solchem Verkehr mit einer Frau; er schien diesen nur theoretisch zu kennen; was er wußte, mochte er im Beichtstuhl oder aus den Büchern der Casuisten erfahren haben. Ich mußte ihn mit eigener Hand auf den Weg zum Glück leiten. Aber dann, welche Verzückungen! Welche Ausbrüche von Wonne! Er war fünfzig Jahre jünger geworden; an demselben Tage umarmte er mich noch mehrere Male. Auch am nächsten Tage und am dritten Tage kam er und nahm mir die Beichte ab.

Dieser Verkehr dauerte beinahe einen Monat, und immer zeigte er das gleiche Feuer und die gleiche Kraft. Ich vermute, daß er durch eine besondere Art von Ernährung seine Kräfte aufrechterhielt. Wenigstens ist dies sehr wahrscheinlich. Doch möge dem sein, wie ihm wolle, lange konnte es nicht so weitergehen. Ein hitziges Fieber befiel den alten Herrn, und in wenigen Tagen war er tot.

So wurde ich plötzlich doppelt Witwe; denn mein Mann, ein Trunkenbold, brach sich das Genick, als er berauscht aus der Kneipe nach Hause ging. Ich war froh, daß ich ihn los war. Aber der Tod des frommen Mannes war für mich ein großer Verlust; er hatte reichliche Pfründen, und ich hätte Nutzen von ihm haben können. Dazu hatte ich leider noch keine Zeit gehabt.

Ich dachte nun von neuem darüber nach, welchen anderen Beichtvater ich aufs Korn nehmen sollte, um die Stelle des Alten zu ersetzen. Da kam mir die Vorsehung zu Hilfe.

Eines Tages sah ich einen Mitbruder des Verstorbenen bei mir eintreten. Dies war ein außerordentlich frommer Mann, der den allergrößten Einfluß hatte, da er für die meisten hochadligen Damen unserer Stadtgegend Gewissensrat war und ihre Almosen verteilte. Ich kannte ihn von Ansehen, hatte sogar gelegentlich ein paarmal mit ihm gesprochen, aber wegen seines Äußeren hatte er mir stets mißfallen. Er war dürr und lang wie eine Hopfenstange, von schlechter Haltung, und sein blasses Gesicht mit der Büßermiene machte ihn zu einer abstoßenden Erscheinung. Er war der Freund meines vorigen Beichtvaters, der in seinen Armen gestorben war

und ihm in der letzten Beichte seine Reue anvertraut hatte. Mich kannte er ganz genau und wußte, was zwischen uns beiden vorgefallen war. Er suchte nun daraus Nutzen zu ziehen. Um sich aber nicht bloßzustellen und zunächst ohne Gefahr das Gelände auszukundschaften, führte er sich unter einem sehr anständigen Vorwande bei mir ein.

Wie er mir später selber gestanden hat, war die Geschichte, die er mir erzählte, erlogen. Er sagte, sein Freund und Ordensbruder habe ein Testament gemacht, worin er sein ganzes Vermögen der Anstalt hinterlassen habe; doch habe er einige Legate ausgesetzt, darunter eins von fünfundzwanzig Louis zu Gunsten der Frau Richard, die ihm seine Bäckchen und Chorhemden ausgebessert habe. Zugleich legte der fromme Herr eine Rolle von fünfundzwanzig Louis auf den Tisch. Bei diesem Anblick legte sich die Angst, die mir sein Erscheinen zuerst eingeflößt hatte; bald traten wir in Verhandlungen ein, wir wurden einig, und der Verstorbene war vergessen.

Und nun regnete es milde Gaben der Herzoginnen in das bescheidene Heim der Stuhlvermieterin, die sich dabei vortrefflich stand.

Die Leiter der Missionsanstalt haben Zutritt zu den vornehmsten Häusern des Faubourg St. Germain

und üben durch die Frauen, die bei ihnen zur Beichte gehen, einen sehr beträchtlichen Einfluß aus; in der Anstalt selber ist beständig ein sehr reger Verkehr von Predigern, geistlichen Schriftstellern, jungen adeligen Abbés, reichen Pfründeninhabern und Bischöfen. Ein geschickter Heuchler muß viele von diesen Herren kennen; da er in seinen dunklen Kreisen selber keine Rolle spielen kann, so muß seine Eitelkeit ihn antreiben, sich zum mindesten diesen Herrn notwendig zu machen: Er besorgt ihnen nach Bedürfnis Predigten, Hirtenbriefe, Großvikare, Pfründen und sogar Mädchen, wenn er sie genau kennt und ihrer Verschwiegenheit sicher ist. Diese letztere Abteilung steht unter meiner Leitung; es ist nicht ausgeschlossen, daß ich sehr bald den Auftrag erhalten werde, einem Prälaten eine offizielle Geliebte zu besorgen.«

Ich merkte sofort, daß Frau Richard Augen auf mich geworfen hatte, daß sie es aber für nötig hielt, sich zuvor zu vergewissern, ob ich genügend Lebensart besäße, und mir genaue Instruktionen zu geben. Außerdem war sie mit Arbeiten überhäuft, da das junge Mädchen, das vorher bei ihr gewesen war, ihr von einem jungen Leichtfuß entführt worden war. Meine Hilfe war ihr daher sehr nützlich und sogar notwendig, bis ich einen andern Platz gefunden

hätte. Nachdem wir uns mehrere Stunden miteinander unterhalten hatten, hielt sie mir folgende kleine Rede, die ich wegen der darin ausgesprochenen soliden Grundsätze unwillkürlich bewundern mußte. Sie sagte folgendes zu mir:

»Glauben Sie ja nicht, daß wir unser Gewerbe mit den Frommen ebenso treiben können wie mit den Kindern der Welt. Abgesehen von Greisen und abgestumpften Wüstlingen müssen die Frommen mit viel mehr Kunst und Sorgfalt behandelt werden als die andern, bei denen für gewöhnlich eine Leidenschaft oder doch mindestens ein Wohlgefallen an dem geliebten Gegenstand mit ins Spiel kommt und den Genuß so köstlich macht, daß wir uns beinahe gar keine Mühe zu geben brauchen. Ganz anders ist es mit den Heuchlern: Diesen gefällt jede weibliche Person, die man ihnen zuführt, denn jede erregt ihre Sündigkeit, es kommt nur auf den Zufall an, ob sich geschlechtliche Beziehungen zwischen ihnen entwickeln. Aber außerordentlich schwierig ist es selbst für eine erfahrene Courtisane, in einem solchen Freunde, der bei ihr geschlafen hat, den Wunsch nach einer Wiederholung des Genusses zu erwecken, ihn an sich zu ziehen und zu fesseln. Sie muß während der kurzen Augenblicke, da sie ihn besitzt, seine Phantasie so

entflammen, daß sie selbst durch einen langen Zeitraum bis zur nächsten Begegnung nicht abgekühlt wird. Die Erinnerung an die Genüsse, die sie ihm verschafft hat, muß ihm stets gegenwärtig sein, muß ihn begierig auf neue Genüsse machen und ihn zu der Überzeugung bringen, daß er solche Genüsse bei einer anderen nicht wird finden können.

In der Gesellschaft dagegen hat eine Frau, die einen Kavalier in sich verliebt gemacht hat, tausend Mittel, ihre verführerischen Künste an ihm zu üben, weil er sie fortwährend wieder trifft. Sie wird sich entweder zur Gebieterin ihres Sklaven machen und diesem dadurch jeden eigenen Willen nehmen, oder sie wird ihn geschickt von Orten und Personen fernhalten, die seine Treue in Gefahr bringen könnten, oder sie wird ihm Genüsse anderer Art verschaffen, die ihn so lange beschäftigen und zerstreuen, bis die fleischliche Begierde ihn wieder in ihre Arme zieht.

Es kommt hinzu, daß diese frommen Männer und Kirchenfürsten, die vom Stachel des Fleisches gepeinigt werden, viel schneller alt werden und viel früher abgestumpft sind als andere Männer. Man schreibt dieses den Kasteiungen zu, denen sie sich unterwerfen; in Wirklichkeit aber ist es eine Folge der Onanie, der sie sich allzu häufig hingeben, weil es ihnen ent-

weder an Frauen fehlt oder weil sie sich bloßzustellen fürchten. Da es so leicht ist, in der Einsamkeit sich der Onanie hinzugeben, so wird sie leicht zur Gewohnheit und dann bald zu einem Bedürfnis. Hierdurch richtet sie aber großen Schaden an, weil bei einem einzigen onanistischen Akt der Mann mehr Lebenssaft verliert als bei einem mehrfach wiederholten geschlechtlichen Genuß, den er mit einer Frau teilt. Eine weitere Folge ist, daß ein Onanist in den Armen einer Frau sehr schwer zu amüsieren ist: Er ist an alle Abstufungen, an die verschiedensten Nuancen des Genusses gewöhnt, die er nach seinem Belieben verlangsamt oder beschleunigt. Darum braucht er eine Priesterin, die sich selber zu vergessen weiß und sich ihm vollkommen als Opfer anschmiegt: Sie muß sozusagen jede wollüstige Begier seiner Seele erraten, muß sich dem Tempo seiner Bewegungen anpassen und muß sich so stellen können, als ob sie die Verzückung, in die sie ihn versetzt, mit ihm teile und gleichzeitig das Liebesopfer mit ihm vollziehe.

Wie ein gelehrter Geistlicher, ein Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften, mit dem ich einmal zu tun hatte, mir erzählt hat, war diese Kunst im Altertum zur höchsten Raffiniertheit ausgebildet.

Nachdem sie in den Zeiten der Unwissenheit und Barbarei verlorengegangen oder jedenfalls tief herabgekommen war, hat sie in unserm Jahrhundert der philosophischen Aufklärung einen Aufschwung gewonnen wie nie zuvor. Nicht weniger als vierzigtausend Sünderinnen betreiben sie in unserer Hauptstadt; aber unter dieser Zahl sind nur wenige, die sich durch vorzügliche Leistungen auszeichnen. Wir finden in dem Laufe eines halben Jahrhunderts kaum mehr als vier, die es zu einer gewissen Berühmtheit gebracht haben, nämlich Florence und die Paris, die seit mehreren Jahren gestorben sind, deren Ruhm aber noch fortlebt, ferner die Gourdan und die Brisson, die sich in unseren Tagen als Meisterinnen dieser Kunst einen glänzenden Ruf erworben haben und so ziemlich ganz Paris bei sich sehen, vom kleinen Krämer bis zum Prinzen von Geblüt, vom bettelnden Kapuziner bis zur würdevollsten Eminenz.

Die einseitige oder gegenseitige Handarbeit ist besonders bei den würdigen Persönlichkeiten beliebt, die Sie hier sehen werden. Da sie gezwungen sind, ihre Schwächen in das tiefste Geheimnis zu hüllen, so haben sie Angst, durch die unvorsichtige Zeugung eines Kindes oder durch eine häßliche Krank-

heit, deren Symptome sich nicht gut verbergen lassen, sich vor der Welt bloßzustellen.

Dieser letztere Grund bestimmt auch viele Laien, zu diesem Mittel zu greifen, da die Überzeugung allgemein verbreitet ist, daß die Syphilis nur durch die Berührung mit erkrankten Geschlechtsorganen verbreitet wird.

Der Lehrgang der Tribadie, den Sie, meine liebe Sappho, durchgemacht haben, ist für Sie ohne Zweifel eine sehr gute Vorschule für diese neue Kunst gewesen. Allerdings müssen Sie erst in das Theoretische derselben eingeführt werden, denn davon werden Sie bei Ihrem stürmischen jungen Liebhaber nicht viel gelernt haben; ohne Zweifel hat er stets einen schnellen Genuß gesucht und sich bemüht, schnell fertig zu werden, weil er stets bereit war, wieder anzufangen. Hier bei mir werden Sie mit Männern im reiferen Alter zu tun haben, deren Feuer bereits erloschen ist und die ihren Kräften durch die Phantasie nachhelfen müssen.

Vor allen Dingen müssen Sie die Sprache dieses neuen Gewerbes kennenlernen, denn dies ist für Sie von der größten Wichtigkeit, ja geradezu unentbehrlich: Das rechte Wort zur rechten Zeit ist oft wirkungsvoller und stachelt die Sinne lebhafter auf als

eine galante Bildersprache mit vielen Umschweifen. Ich will Ihnen jedes Wort erklären, das Sie nicht verstehen, und werde Ihnen hierauf die Anwendung der verschiedenen Kunstmittel unseres Berufes beschreiben.«

Die Erzählerin begann nun, uns ein Wörterverzeichnis mitzuteilen, das für mich vollkommen neu war. Sie begleitete diese Wörter mit so obszönen Erläuterungen, daß ich deren Wiedergabe unterlasse, da ich keine Möglichkeit sehe, sie Ihnen in einer erträglichen Form zu übermitteln. Solche Wörter können in der Glut eines Liebesrausches sehr am Platze sein, aber in einer kühlen Erzählung wirken sie abgeschmackt und sogar abstoßend. Ich wende mich daher zu dem Schlusse der Ansprache, welche Frau Richard an Fräulein Sappho hielt:

»Ein bißchen Übung wird Sie übrigens geschickter machen als die längste Auseinandersetzung. Mit unserm Gewerbe verhält es sich wie mit gewissen Kartenspielen, deren allgemeine Regeln man wissen muß, ohne daß man sich jedoch daran hält. Reversi, Whist, Tressaute lernt man nur am Spieltisch; die Spielweise der Gegner bestimmt das eigene Spiel. Dasselbe gilt von der Kunst der Huren – warum soll ich mich schämen, einen Beruf bei seinem Namen

zu nennen, den ich ohne mich zu schämen ausübe? –, es hängt vom Alter, Charakter und Geschmack eines Liebhabers ab, welcher Art die Genüsse sein sollen, die man ihm verschafft. Bei einigen Männern muß man sehr gefügig sein; andere verlangen eine Art von wütender Leidenschaft, um selber in die nötige Stimmung zu geraten. Bei diesem muß man die Zurückhaltende, die Prüde spielen; ein anderer verlangt zärtliche Gefühle und ergeht sich selber gerne in gefühlvollen Redensarten; noch wieder andere verlangen, daß eine Dirne sich als das gibt, was sie ist, und einfach ihr Gewerbe ausübt.«

Nach der Rede wurde eine Ruhepause gemacht, und Herr Clos ließ das Essen auftragen. Der Schluß der Geschichte wurde bis nach Tisch verschoben; aber die Mahlzeit war so fröhlich und Fräulein Sappho so reizend, daß mehrere Gäste lieber mit ihr ein Tête-à-tête haben wollten, anstatt den Rest ihrer Geschichte zu hören.

Um alle zu befriedigen, lud unser Wirt uns ein, noch ein drittes Mal bei ihm zusammenzukommen. Nicht ohne Selbstüberwindung entzog ich mich dieser Gesellschaft lebenswürdiger Lebemänner; aber Fräulein Sappho hatte in mir den Gedanken erweckt, daß eine Ansteckung wohl nicht unmöglich wäre;

ich ging daher lieber zu Bett und begnügte mich mit der trügerischen Illusion eines Traumes.

Da bin ich denn nun, Mylord, ganz ohne Absicht in den Roman einer jungen Person hineingeraten, von dem ich nicht geglaubt hätte, daß er so lang sei. Glücklicherweise mißfällt er Ihnen nicht, sondern erscheint Ihnen pikant durch seine Eigentümlichkeit und amüsam durch die besonderen Umstände. Ja, Ihre Philosophie weiß sogar Nutzen daraus zu ziehen. Sie vergleichen die Sittenverderbnis des französischen Babels mit der des englischen Babels, und Sie finden, daß die französische Verderbnis größer ist als die englische, weil in Folge des Zölibats die vielen Mönche, Priester, Abbés und Bischöfe zur religiösen Heuchelei gezwungen sind, während Ihre Geistlichkeit im Schoße eines keuschen Ehelebens der Natur den Tribut zollen kann, den jeder Mensch ihr schuldet.

Lassen Sie Ihre Bekannten von der Geistlichkeit diese Abenteuer lesen, damit sie ihr Schicksal und den Protestantismus segnen.

Paris, den 11. Januar 1779

Drittes Kapitel

Dieses Mal, Mylord, muß ich die Abenteuer des Fräuleins Sappho zu Ende erzählen. Ich hatte ja schon früher Befürchtungen wegen der Länge der Erzählung und freue mich daher, daß Sie im Gegenteil noch eine Fortsetzung der Geschichte wünschen. Ohne Zweifel wird es eine solche geben, denn das hübsche junge Mädchen ist noch lange nicht am Ende ihrer Laufbahn; aber es ist schon eine ansehnliche Leistung, mit sechzehn Jahren bereits den Stoff zu einem kleinen Bande geliefert zu haben. Wenn sie in diesem Tempo weitermacht, sticht sie sogar die langen Romane der Calprenède aus.

Ich lasse sie also wieder die Bühne betreten; hören Sie zu.

Nachdem sie mir alle diese Lehren gegeben hatte, fuhr Madame Richard fort: »Ich denke, Sie müssen Vertrauen zu meinen Worten haben, oder vielmehr

Sie müssen fest überzeugt sein, daß meine Lehren ausgezeichnet sind; denn Sie brauchen mich ja nur anzusehen: Ganz gewiß bin ich nichts weniger als jung; wenn ich nicht so korpulent wäre, würde mein Gesicht voller Runzeln sein; ich bin niemals hübsch gewesen, meine Stirne ist von Pockennarben zerrissen; mein Gesicht und mein Wuchs haben nichts Edles an sich, meine Beine sind dick, Hände und Arme plump.

Zu meinen Gunsten kann ich nur dreierlei anführen: Meine Brüste sind noch ziemlich fest, ich habe recht gute Zähne und sehr geile Augen.

Ich könnte mich also in keiner Weise mit Ihnen messen, denn ich sehe aus, wie wenn ich Ihre Mutter sein könnte. Und trotzdem sind unter den Leuten, die hierher kommen, nur wenige, die mich nicht Ihnen vorziehen würden, besonders unter den älteren Herren, von denen man doch annehmen möchte, daß sie mehr als andre es nötig haben, sich durch ein hübsches Gesicht und durch Jugendfrische anregen zu lassen. Sie können, wenn Sie wollen, diese Beobachtung schon heute abend machen.«

Richtig klopft es in der Dämmerung an unsere Tür. Ich laufe hin, öffne und sehe einen alten Priester. Mein Anblick bringt ihn anfangs in Verlegenheit: Er

schlägt die Augen nieder und fragt in sanftem Ton, ob Frau Richard nicht zu Hause sei. Ich bejahe dies, er tritt ein und fängt an von seinen Bäckchen und Chorhemden zu sprechen. Das war der übliche Vorwand.

Nachdem Frau Richard ihn beruhigt hatte, nahm er Platz und fing an zu plaudern. Bald darauf aber flüsterte er ihr ins Ohr, ich gefiele ihm nicht. Sie gab mir einen Wink, und ich ging hinaus. Oder richtiger: Ich tat nur so und schlüpfte, wie ich es mit ihr verabredet hatte, in ein Kämmerchen hinein, von wo ich alles beobachten konnte. Ich genoß auf diese Art eines Unterrichts, von dem selbst Aretins »Stellungen« keinen Begriff geben können.

Sobald der fremde Herr mich außer Hörweite glaubte, bestätigte er der Richard, was diese mir schon durch ihren Wink angedeutet hatte: daß ich ihm nämlich keine Gefühle einflößen könne und daß er sie selber den entzückendsten Schönheiten vorziehe, weil sie allein das Talent besitze, ihn zum Leben zu erwecken, ihn sein Dasein fühlen zu lassen und ihn wieder zum Manne zu machen.

Die Ausdrücke, die er gebrauchte, lauteten anders. Wollen Sie sich von diesen einen Begriff machen, so stellen Sie sich den wütesten Wachtstubenschwa-

droneur vor! Ein merkwürdiger Gegensatz zu der frommen Miene, mit der er eingetreten war. Übrigens war seine Gottheit nicht weniger reich an gleichen, wohlklingenden Ausdrücken, die sie mit lauter Stimme hervorsprudelte.

Nachdem sie ihn durch dieses Vorspiel und einige Küsse in Stimmung versetzt hatte, befahl sie ihm, sich zu entkleiden. Zugleich zog sie sich selber völlig nackt aus und öffnete dann einen Schrank, woraus sie einen doppelten Panzer aus Roßhaar hervorholte, der mit unzähligen abgerundeten kleinen Stacheln versehen war. Mit diesem Bußwerkzeug, das hier in ein Werkzeug der Wollust verwandelt war, bekleidete sie ihm Brust und Rücken.

Nachdem sie die beiden Teile durch Riemen von gleicher Art miteinander verbunden hatte, befestigte sie an dem den Bauch bedeckenden Teil eine eiserne Kette, die sie so zwischen seinen Beinen durchzog, daß der Hodensack in einer Art von Beutel ruhte, der sich in der Mitte der Kette befand. Dieser Beutel war ebenfalls aus Roßhaar, aber so eingerichtet, daß die Hand freien Zugang hatte, um die beiden Wonnespender kitzeln zu können. Die Kette war an dem hinteren Teil des Panzers befestigt. Ich kannte einen solchen Apparat noch nicht und hätte niemals

gedacht, daß er so wirksam sei! Aber an der Wirksamkeit konnte ich nicht zweifeln, denn der fromme Priester bekam eine Erektion, wenngleich nur eine recht schwache. Da nahm Frau Richard Ruten und jagte ihn mit tüchtigen Schlägen auf Hinterbacken und Lenden ein paarmal im Zimmer herum. Bei jedem Schritt, den er machte, strömte infolge der Reibungen des Stachelpanzers sein Blut nach den Geschlechtsteilen hin und reizte seine fleischliche Begierde immer mehr an.

Trotzdem hatte er noch nicht genug, wie ja auch die berühmten Konvulsionärinnen Schwester Félicité und Schwester Rachel niemals genug kriegen konnten, wenn man sie auch mit den dicksten Knüppeln prügelte. So verlangte auch er immer mehr und tätschelte dabei in geiler Erregung den üppigen Fettkörper der Frau Richard. Durch alle diese Manipulationen kehrte endlich der Tote ins Leben zurück; wenigstens begann er einige Lebenszeichen zu geben. Sobald sie dessen sicher war, legte sie sich mit ihm auf das Bett und kitzelte ihm mit den Fingerspitzen ganz leise die Brustwarzen. Zu diesem Zweck waren nämlich in dem Panzer zwei kleine Löcher eigens angebracht. Schließlich bearbeitete sie dieselben Stel-

len mit ihrer Zungenspitze, die natürlich ein noch viel wollüstigeres Kitzeln erzeugte.

Derartigen Liebkosungen hält selbst eine sehr weit fortgeschrittene Lähmung der Manneskraft nicht stand. Die Zeugungsteile, deren Berührung mit der größten Sorgfalt vermieden wird, werden schließlich so kräftig und so voller Begier nach dem Coitus, daß man entweder diese befriedigen oder einen Ersatz schaffen muß, indem man der Natur durch Reibungen verschiedener Art – je nach dem besonderen Geschmack des »Kunden« – freien Lauf verschafft. Der »Kunde«, den ich sah, liebte vollen Genuß. Aber er verlangte, daß dieser gegenseitig wäre; er wollte sehen, ob er das Glück habe, ebenfalls Gefühle hervorzurufen. Frau Richard, die an diese Laune gewöhnt war, mußte daher Komödie spielen, tiefe Seufzer ausstoßen, Liebesworte stammeln – mit einem Wort: sich den Anschein geben, als sei sie ebenso leidenschaftlich erregt wie er. Zwar war sie wie ein lebendiger Leib mit einem Leichnam vereint; aber das machte ihr nichts aus. Sie spielte ihre Rolle großartig und schien gleichzeitig mit ihm in unbeschreiblicher Geilheit fertig zu werden, von der sie in Wirklichkeit sehr wenig verspürte. Als wir wieder miteinander allein waren, lachten wir herzlich darüber.

Übrigens war für mich diese eine Lektion so viel wert wie hundert; meine Lehrmeisterin bemerkte zu ihrer Überraschung recht bald, wie verständig ich war. Aufs festeste überzeugt, daß ich ihr durchaus nur Ehre machen würde, zögerte Frau Richard nun nicht länger und zeigte mich dem Prälaten, für den sie mich bestimmt hatte. Ja, sie tat sogar etwas, was in solcher Lage selten vorkommt: Sie war überzeugt, daß der Genuß mich Seiner Gnaden nur noch lieber machen würde, und schlug ihm daher vor, erst einen Versuch zu machen. Er war von diesem Versuch so befriedigt, ja entzückt, daß er sich entschloß, mich auszuhalten; denn er glaubte, daß er niemals wieder in einer und derselben Frau so viele jugendliche Reize und so große Geschicklichkeit in allen Künsten der Wollust vereinigt finden würde.

Er gab der Vermittlerin einen sehr reichlichen Kupplerlohn, nahm mich mit und setzte mich hinter Schloß und Riegel. Ja, dieser Ausdruck ist nicht zu stark, denn er war eifersüchtig wie ein Tiger. Er gab mir ein entzückendes, kleines Häuschen in der Vorstadt Saint Marceau. Es war außerordentlich gut eingerichtet, überhaupt ein wahres Schmuckkästchen; aber es war gänzlich abgelegen und auf allen Seiten nur von Gärten und Klöstern umgeben.

Er erreichte damit einen doppelten Zweck. Erstens entzog er mich dem Umgang, ja sogar dem Anblick der Menschen, zweitens konnte er ohne Ärgernis und ganz geräuschlos und zu jeder ihm passenden Stunde zu mir gelangen. Er wollte nicht einmal einen Dienstboten in meiner Umgebung dulden, vor allem keinen männlichen. Eine Friseurin kam jeden Morgen zu mir, brachte meine Haare in Ordnung und bediente mich.

Eine alte Frau kam zu mir, besorgte das Haus, kochte das Essen und ging nach Tisch wieder fort. Dann kam sie erst abends zu einer bestimmten Stunde wieder, wenn der gnädige Herr nicht bei mir schlief. Ich hatte ihm erklärt, ich hätte zu große Angst und könne nicht die ganze Nacht mutterseelenallein zu Hause sein. Ich befand mich also in viel unangenehmerer Haft als seinerzeit bei Frau de Furiel, und ich glaube, lange hätte kein Mensch eine solche Einsamkeit ertragen können. Aber ich bin, wie es scheint, dazu geschaffen, sonderbare Abenteuer zu erleben, und ein solches Abenteuer warf auch dieses Mal wieder das kaum im Entstehen begriffene Gebäude meines Glücks über den Haufen.

Seine Gnaden der Herr Bischof waren dank ihrer Heuchelei und ihrer vornehmen Geburt schon in

jungen Jahren zu ihrem hohen Rang gelangt. Sobald aber dieses Ziel erreicht war, hatte er seinem feurigen Temperament die Zügel schießen lassen. Die Großvikare, die er sich gewählt hatte, waren leichtsinnige junge Lebemänner wie er; sie hatten denselben Geschmack wie er und taugten weniger dazu, ihm bei der Verwaltung seiner Diözese eine Hilfe zu sein als ihm bei seinem wüsten Lebenswandel Gesellschaft zu leisten. Anstatt Sünderinnen zu bekehren, suchten sie im Gegenteil alle Weiber zu verführen, die ihnen gefielen; sie raubten jungen Mädchen die Unschuld, verleiteten Frauen zur Untreue und waren mit einem Wort die Geißel aller Mütter und Ehemänner und der Schrecken der ganzen Gegend.

Dieses wüste Leben dauerte so lange, wie Seine Gnaden in diesem Sprengel Bischof waren. Als er später zu einer höheren Prälatenstelle befördert wurde, war er abgestumpft gegen die Freuden der Liebe und von seinen Ausschweifungen entkräftet. Infolgedessen änderte er seine Lebensweise. Der Ehrgeiz erwachte in ihm, und heute strebt er nach den höchsten Würden seines Standes, sogar nach dem Kardinals purpur. Er hat sich daher in seinen Sitten gebessert, führt ein regelmäßiges Leben und hat ganz im geheimen nur eine einzige Geliebte, um die Bedürf-

nisse der Natur zu befriedigen, so oft diese sich noch geltend machen.

Er hat mir selber gestanden, daß dieses der Grund sei, der ihn bewogen habe, Frau Richard um ihre Vermittlung anzugehen und mich in seinem Lusthäuschen auszuhalten.

Vier von seinen Großvikaren waren damals in Paris; sie waren über diese Veränderung seines Lebenswandels sehr bestürzt und wollten anfangs durchaus nicht daran glauben. Sie witterten irgendein Geheimnis.

Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, beschlossen sie, daß jeder von ihnen für sich Seine Gnaden den Herrn Bischof beobachten solle, um auf diese Weise herauszubringen, was eigentlich los sei. Sie machten ab, daß der erste, der etwas entdecken werde, sofort den andern Bescheid geben solle.

Einer von ihnen kannte einen Polizeigefreiten. Wer Geld hat, erreicht, was er will. Bald hatte er sämtliche Spitzel in seinem Dienst; sie spürten mein Versteck auf und erzählten ihm meine ganze Geschichte. Er rief nun seine Freunde zusammen, die über seine Schlaueit und seine Kenntnisse sehr erstaunt waren; auch freuten sie sich sehr, daß ihre Vermutungen richtig gewesen waren.

Um also den Herrn Bischof für seine Heuchelei zu strafen, kamen sie überein, daß sie ihm seine Geliebte abspenstig machen oder doch mindestens ihren Besitz mit ihm teilen müßten. Aber wer sollte der Glückliche sein? Was man nicht kennt, kann man nicht wünschen; zunächst galt es, bei der Schönen sich Einlaß zu verschaffen, um zu sehen, ob sie wirklich des Lobes würdig wäre, womit man von ihr spräche. Hierauf sollte ein jeder sein Heil bei ihr versuchen, wie sein Herz es ihm eingäbe. Diese Gottesmänner versäumten allerdings oft den Dienst des Altars um des Frauendienstes willen; sie waren Schürzenjäger und trieben sich in schlechten Häusern herum. Trotzdem hielten sie aber noch so viel auf sich, daß sie Rücksicht auf ihr geistliches Gewand nahmen.

Infolgedessen kleideten sie sich als Kavalier. Diese Verkleidung war gerade in dem vorliegenden Falle sehr angebracht, da sie nichts zu befürchten brauchten, selbst wenn ich dem Bischof alles gesagt hätte; denn er wäre durch ihre weltliche Kleidung auf eine falsche Spur gebracht worden. Als sie eines Tages bestimmt wußten, daß der Herr Erzbischof in Versailles war und nicht so bald nach Hause kommen würde, fuhren sie in einer Kutsche bei meiner Tür

vor. Ich bekam einen Schreck, als ich sie aussteigen sah; der Anblick von vier vornehmen jungen Kavalieren, von denen ich keinen einzigen kannte, schüch-terte mich ein. Ich fürchtete, sie würden Lärm schla-gen, und war daher gezwungen, sie sehr höflich und freundlich aufzunehmen. Zwar beruhigte ich mich bald, aber ich geriet in eine viel größere Verlegen-heit, als sie mir meine ganze Geschichte erzählten, und besonders, als sie mir sagten, wer mein freigie-biger Freund war. Ich konnte ihnen nichts weiter sagen und mußte meinen hohen Standpunkt verlassen.

Bald nahm die Unterhaltung eine fröhliche und scherzhafte Wendung: Sie schlugen mir vor, Seine Gnaden, dessen Unvermögen ihnen bekannt sei, bei mir zu vertreten, und baten mich, meine Wahl un-ter ihnen zu treffen. Am liebsten hätte ich sie alle vier beim Worte genommen, und zwar auf der Stelle; aber solchen fremden Herren gegenüber mußte ich zurückhaltend sein. Trotzdem beschloß ich, meine Laune zu befriedigen; nur sollte dies auf eine ge-schickte Art geschehen.

Während wir miteinander lachten und schäkerten, nahm ich einen nach dem andern beiseite und gab jedem für sich ein Stelldichein, indem ich ihn zu-gleich bat, seinen Freunden gegenüber verschwiegen

zu sein. Mehr als auf mein Verbot, etwas zu sagen, rechnete ich allerdings auf ihre Eitelkeit; zum mindesten würden sie schweigen, bis sie ihren Genuß gehabt hätten, und dies genügte mir.

Wirklich dachte jeder von ihnen, es sei besser, erst das Abenteuer zu Ende zu führen, ehe er sich damit brüstete; jeder lachte innerlich seine angeführten Kameraden aus und rühmte auf der Heimfahrt mein anständiges Benehmen, das er nicht zu finden erwartet hätte. Jeder stellte mich als einen Tugenddrachen dar, an den nicht heranzukommen wäre, als eine Erscheinung, die unter Courtisanen einzig in ihrer Art wäre.

Um über die Talente der galanten Herren, unter denen ich einen Coadjutor für den gnädigen Herrn aussuchen sollte, besser urteilen zu können, hatte ich sie alle auf den gleichen Abend bestellt, und zwar den einen immer eine Stunde später als den andern. Der erste sollte um sieben Uhr kommen, der zweite um acht, der dritte um neun und der letzte um zehn Uhr. Der Prälat, der regelmäßig in seinem Bischofspalast zu Abend speiste, konnte mich niemals vor elf überraschen; ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß er auch an diesem Abend pünktlich zur gewohnten

Stunde erscheinen würde, und war daher vollkommen ruhig.

Mit dem Glockenschlage sieben kam der erste, ein Blonder mit sehr hübschem Gesicht, der im liebenswürdigsten Ton sehr verführerisch zu sprechen wußte. Er war sehr auf Liebkosungen erpicht und hielt sich lange bei den Vorspielen auf; da er nicht imstande war, den Genuß zu wiederholen, so verlängerte er ihn, so sehr es ihm nur möglich war.

Kaum war er fertig, so klingelte es. Ich hatte diesen Fall vorausgesehen, und es war mir sogar viel angenehmer, als wenn die Freunde einander unterwegs getroffen und erkannt hätten; das hätte ja zu Unannehmlichkeiten für mich führen können.

Ich führte also den ersten, sobald er fertig war, in ein Kabinettchen, das durch eine kleine Tapentür auch mit meinem Vorzimmer in Verbindung stand. Ich zeigte ihm, wie er hinter einer spanischen Wand, die zu diesem Zweck sehr bequem aufgestellt war, sich nach der Treppe schleichen konnte. Hierauf öffnete ich und gab dem zweiten, als ich ihn einließ, einen Wink, er möchte recht leise sein. Ich führte ihn in mein Zimmer und sagte ihm dort flüsternd, warum es so geheimnisvoll zugehen mußte; ich hätte nämlich große Angst, irgendein Spion Seiner Gna-

den könnte ihn verfolgt und auf der Treppe gesehen haben. Ich ging hinaus, wie wenn ich nachsehen wollte, ob dieser Verdacht begründet wäre; in Wirklichkeit aber wollte ich nur seinem Vorgänger behilflich sein, falls dieser etwa noch nicht fort sein sollte. Als ich aber hörte, wie die Tür wieder geschlossen wurde, da bezweifelte ich nicht mehr, daß er draußen wäre, und ging in mein Zimmer zurück.

Aber es verhielt sich ganz anders! Mein ebenso unverschämter wie neugieriger Liebhaber hatte allerdings die Tür zugeschlagen, aber – von innen! Er hatte sich nach seinem Versteck zurückbegeben, um sich den Prälaten bei der Arbeit anzusehen und seinen Spaß daran zu haben.

Seine Neugierde verdoppelte sich, als er einen Zipfel des Vorhanges zurückschob und anstatt eines Erzbischofs einen Kavalier sah. Bald darauf erkannte er die Stimme seines Kameraden, und nun fiel es ihm natürlich erst recht nicht ein, in einem so schönen Augenblick seinen Beobachtungsposten zu verlassen. Sein Kamerad war ein Schwarzkopf – ziemlich häßlich, aber kräftig gebaut, lauter Sehnen und Muskeln. Er war im kräftigsten Mannesalter und hatte es eilig, an die Arbeit zu gehen, weil er sich kräftig genug fühlte, sie noch einmal zu wiederholen.

Zweimal, dreimal, viermal ließ er mich die höchste Wonne genießen, und er hätte wohl überhaupt nicht aufgehört, wenn ich nicht aus Vorsicht ihm schließlich Einhalt geboten hätte. Endlich gab er sich zufrieden, aber erst, als ich ihm ganz bestimmt ein zweites Stelldichein versprochen hatte. Ich hatte die feste Absicht, ihm Wort zu halten, denn mir mußte ebenso viel und sogar noch mehr daran liegen als ihm. Leider sprengten die Umstände unser Verhältnis und beraubten mich eines Herkules, wie man ihn heutzutage selten und eigentlich nur unter den Männern der Kirche findet.

Kurz und gut, zur bestimmten Stunde, also um neun Uhr, mußten wir uns trennen, denn der dritte erschien. Unter denselben Vorsichtsmaßregeln ließ ich heimlich den zweiten Liebhaber hinaus, um ihn eifersüchtigen Blicken zu entziehen und ihm zu ermöglichen, ohne alles Aufsehen das Haus zu verlassen. Alles ging wie beim ersten Mal, nur mit dem Unterschied, daß der zweite zu seiner höchsten Überraschung im Kämmerchen einen Nebenbuhler fand. Zum Glück wußte dieser ihn sofort zu beruhigen, indem er sich zu erkennen gab und ihm erzählte, wie er in das Kabinett gelangt war. Er bat ihn, zu bleiben

und mit ihm zusammen die weitere Entwicklung des schnurrigen Abenteuers sich anzusehen.

Ich habe Ihnen die Porträts der beiden ersten Liebhaber gezeichnet, und Sie wissen daher, wie sehr sie voneinander verschieden waren. Der dritte war ein noch seltsameres Original. Bei ihm war die Eitelkeit größer als der Liebesdrang: Er setzte einen besonderen Stolz darein, die Liste seiner Eroberungen zu vergrößern. Er trug dieses Verzeichnis stets bei sich und zeigte es mir. Da sah ich denn die Namen von adeligen und bürgerlichen Damen und von den berühmtesten Schönheiten der Finanzaristokratie. Er versicherte mir, er sei durch seine Erfolge auf diesem Gebiet völlig abgestumpft und mache sich nichts mehr aus den sogenannten anständigen Frauen. Die meisten von ihnen seien ganz temperamentlos und hätten nur darum einen Liebhaber, weil die Mode es so mit sich brächte und weil eben alle anderen es auch so machten. Bei ihnen seien nur sehr fade Genüsse zu holen; darum tue man besser, sich an Dirnen zu halten.

Diese schmeichelhaften Bemerkungen stachelten meinen Ehrgeiz an. Ich bot ihm zuliebe alle Buhlkünste auf, die meine Lehrmeisterin mir beigebracht

hatte, und er gab denn auch schließlich zu, daß ich es famos verstände, einen Mann zu amüsieren.

Für mich war es eine ziemlich lästige Arbeit; aber da er anständig gegen mich war, so betrachtete ich es als meine Pflicht, ihn zufriedenzustellen – freilich mit dem Vorbehalt, daß es das letzte Mal sein solle. Dem wollüstigen Herrn war von Mädchen meinesgleichen, denen er sein Vertrauen geschenkt hatte, mehrere Male gar arg mitgespielt worden, infolgedessen hielt er sich an alle möglichen Kunstgriffe und begnügte sich mit Scheingenüssen, weil er Angst hatte, daß die Wirklichkeit ihm zu herbe Früchte zeitigen möchte.

Eitel und spottsüchtig, wie er war, machte er sich während der ganzen Zeit über seine Kameraden lustig, die er angeführt zu haben glaubte. Er wußte nicht, daß zwei von ihnen jedes Wort hörten und daß sie mit besserem Recht über *ihn* lachen konnten. Als der vierte kam, mußte ich ihn auf dieselbe Weise wie seine beiden Vorgänger hinauslassen, und er machte wohl ein sehr dummes Gesicht, als er plötzlich mit ihnen zusammenstieß. Aber seine Neugierde war größer als sein Ärger, und alle drei drängten sich einträchtig in ihrem Versteck zusammen, denn

sie zweifelten nun nicht mehr daran, daß auch der vierte ihr Kamerad sei.

In metaphysischen Dingen, ja auch in physischen, gibt es bekanntlich so viele Meinungen, wie es Köpfe gibt. Von der Liebe könnte man dasselbe sagen: So viel Männer, so viel Geschmacksrichtungen. Der letzte, den ich mir zum Beschluß vorbehalten hatte, weil ich von ihm am meisten erwartete, war ein Provenzale. Leider hatte er einen für uns Frauen höchst unangenehmen Geschmack schon von der Schule her; im Seminar war dieser Geschmack immer stärker geworden und auch später, als er sich den wildesten Ausschweifungen mit Frauen hingab, hatte er ihn niemals verloren. In meinen Erwartungen hatte ich mich durchaus nicht getäuscht; er sah ganz wie ein Satyr aus, und seine Geschlechtsteile waren wirklich ungeheuerlich, so versprach ich mir denn Wunderdinge.

Nachdem er mich von allen Seiten betrachtet hatte, machte er mir ein wirklich sehr galantes Kompliment. Er sagte nämlich, neben der »Venus mit dem schönen Hintern« habe man sicherlich etwas so Göttliches nicht gesehen.

Ich begriff ihn sofort und warf ihm die Verderbtheit seines Geschmackes vor; er führte zu seiner Recht-

fertigung einen Spruch an, den man oft in liederlichen Häusern hört: »An der Frau ist alles Loch!«

Er fügte jedoch hinzu, daß er die Autorität der bedeutendsten geistlichen Schriftsteller anführen könne. Er kam mir sehr scherzhaft vor. Daß ein Offizier solche Autoritäten zitierte, und noch dazu mir! Hierauf erklärte ich ihm, sein Glied sei so ungeheuer groß; es werde mir die fürchterlichsten Schmerzen verursachen. Zu meiner Beruhigung führte er ein provenzalische Sprichwort an, wonach man mit Geduld und Spucke alles machen kann. Ich wurde neugierig, ob der Mann wirklich einen Genuß dabei habe und ob er imstande sei, diesen dem mitwirkenden Teil zu vermitteln.

Er benahm sich als gescheiter Mann, der so etwas nicht zum erstenmal machte. Er war entzückt und schwamm in einem Meer von Wonnen. Aber während er vor Wollust ganz außer sich war, empfand ich nur Begierden und unnütze Erregungen. Ich wollte mich von ihm losmachen, aber alle meine Anstrengungen hatten nur die Wirkung, ihn tiefer in mich eindringen zu lassen. Der unersättliche Priap wich nicht vom Fleck und wiederholte das Opfer einmal über das andere.

Endlich benutzte ich eine kleine Ruhepause, um ihn von mir abzuschütteln. Ich gab ihm die Namen, die er verdiente, verfluchte ihn wegen des Mißbrauchs, den er mit seinen schönen Gaben trieb, und erklärte ihm rund heraus, daß in Zukunft meine Tür ihm verschlossen sein werde.

Unser Wortwechsel dauerte noch fort, als der gnädige Herr kam, um diesen ereignisvollen Tag zu beschließen. Ich mußte den unverschämten Kavalier Nummer vier mit einer lebenswürdigen Aufmerksamkeit behandeln, wie wenn er mein bevorzugter Liebhaber gewesen wäre. Da ich keine Zeit gehabt hatte, meine Kleider wieder in Ordnung zu bringen, so bediente er mich; als die Unordnung, woran er schuld hatte, ein wenig beseitigt war, zeigte ich ihm den Ausgang und eilte zu meinem Prälaten.

Ein vornehmer Herr, der ein Mädchen aushält, liebt es nicht, wenn man ihn warten läßt. Kein Wunder also, daß mein Prälat verdrießlich war und daß seine schlechte Laune sich in heftigen Vorwürfen Luft machte. Wenn eine Frau im Unrecht ist, macht sie gewöhnlich nur um so mehr Geschrei. Das tat ich denn auch, und zwar so wirkungsvoll, daß er genötigt war, sich zu mäßigen. Er wollte mich liebkosen, ich aber stieß ihn zurück und fing nun meinerseits

an, mich darüber zu beklagen, daß er mich wie eine Sklavin halte. »Sie kennen die Frauen nicht!« rief ich ihm zu. »Sie müßten wissen, daß wir durch Hindernisse nur gereizt werden und daß kein Schloß und kein Gitter den Wünschen einer verliebten Frau zu widerstehen vermag. Mögen Sie mich auch im engsten Gewahrsam halten – wenn ich es mir in den Kopf gesetzt hätte, Sie zum Hahnrei zu machen, so wären Sie es an einem Tage viermal für einmal.«

Ich sprach diese Worte in lautem, zornigem Ton; die Herren im Kabinett hörten sie, und es ergriff sie darauf eine so unbändige Lachlust, daß sie nicht an sich halten konnten.

Denken Sie sich mein Erstaunen und die Angst des Prälaten! Er bildete sich ein, es sei eine Verschwörung gegen ihn im Werke – hinter der Tapetentür wären Halsabschneider verborgen, die ihn ausrauben wollten. Er verlor völlig den Kopf und rannte zur Tür hinaus, um zu fliehen.

Einen Augenblick stand ich bewegungslos da; dann aber ergriff ich eine Kerze und untersuchte das Kabinett. Es war niemand darin, aber der Gang, der nach dem Vorzimmer führte, war offen. Ich eilte auf diesem Wege den Verrätern nach und sah vor mir ein Schauspiel, wie man es grotesker sich kaum vor-

stellen kann: Der Herr Erzbischof und seine Großvikare trafen in demselben Augenblick vor der Tür zusammen. Ihr Anblick bestärkte ihn in seinem Verdacht, daß man ihm an den Kragen wolle. Er warf sich vor den vermeintlichen Mördern auf die Knie, bot ihnen seine Börse an und bat sie, ihm das Leben zu schenken. Aus vollem Halse lachend, hoben sie ihn auf, indem sie ihm sagten, eigentlich sei es ihre Pflicht, vor ihm auf die Knie zu fallen; sie seien von dem größten Diensteifer und von der größten Hochachtung vor ihm erfüllt. Er möge ihnen diesen Eulenspiegelstreich verzeihen; sie hätten ihn angeführt, weil er selber früher ihnen das Beispiel dazu gegeben und sich manchmal an ihren losen Streichen beteiligt habe. Übrigens sei dieses Abenteuer für ihn sehr glücklich abgelaufen, denn es habe ihm die Binde von den Augen genommen und zeige ihm, wie falsch das Mädchen sei, das er mit Wohltaten überhäuft habe. Sie mache sich über ihn lustig und betrüge ihn auf die niederträchtigste Weise.

In diesem Augenblick trat ich unter sie und erkannte in den maskierten Herren, die mich so freundlich schilderten, meine vier Liebhaber.

Der Erzbischof hatte sich ein wenig von seiner Angst erholt; bei dem Scheine der von mir mitge-

brachten Kerze erkannte er seine Freunde trotz ihrer Verkleidung. Nachdem er nun wußte, mit wem er es zu tun hatte, wandte sein ganzer Zorn sich gegen mich: Er überhäufte mich mit Vorwürfen und Beschimpfungen, in die die vier andern einstimmten. Ich wußte nicht, was ich tun und was ich diesen Pfaffen antworten sollte. Plötzlich bemerkte ich, daß die Haustüre offenstand; ich stürzte hinaus und lief auf die Straße. Ohne zu wissen, wohin ich wollte, lief ich nur immer geradeaus; endlich aber begegnete mir ein Fiaker, ich stieg ein und ließ mich zu Frau Gourdan fahren, denn deren Haus betrachtete ich immer noch als meinen Zufluchtsort in der Not.

Sie erkannte mich, ließ mich ein und veranlaßte mich, ihr meine Geschichte zu erzählen. Als sie aber diese gehört hatte, sagte sie, man dürfe die Flinte nicht ins Korn werfen und ich müsse gleich am nächsten Morgen wieder nach Hause gehen.

Ich tat dies.

An dem Hause befand sich ein Schild mit der Inschrift: »Dieses Haus ist sofort zu vermieten.« Ich ging hinein und fand weiter nichts als die leeren vier Wände und meine Aufwartefrau, die mir sagte, sie habe den Auftrag, sich den ganzen Tag in dem Hause aufzuhalten, um es den Mietlustigen zu zei-

gen. In aller Frühe schon sei der Hauswirt bezahlt worden, und es sei ein Tapezierer gekommen, um die von ihm gemieteten Möbel abzuholen.

Ich fuhr wieder zu Mama und erzählte ihr die Gemeinheit des Prälaten. Sie riet mir, an ihn zu schreiben, und diktierte mir einen sehr kräftigen Brief. Um sich nicht bloßzustellen, antwortete er nicht darauf, aber er schickte meine frühere Aufwärterin zu mir, damit sie mir in seinem Auftrage erkläre, er werde mich in die Salpêtrière einsperren lassen, wenn ich es mir sollte einfallen lassen, den Skandal zu machen, womit ich ihn bedrohte.

Um mich vor einem Unglück solcher Art zu schützen, veranlaßte Frau Gourdan durch ihre hohen Gönner, daß ich als überzählige Ballettschülerin bei der Großen Oper angenommen wurde. Später rief sie die Vermittlung mehrerer mit ihr befreundeter Prälaten an, die denn auch wirklich mit meinem Erzbischof verhandelten. Es war eine umständliche Geschichte, denn er war wütend und wollte sich auf nichts einlassen. Als es aber endlich sicher war, daß ich schwanger sei, führte man ihm diesen Umstand so eindringlich zu Gemüte, daß er mir hundert Louis schickte. Diese nahm allerdings Frau Gourdan an sich, unter dem Vorwande, daß sie davon meinen

Unterhalt und die Kosten meiner Entbindung bestreiten werde.

Übrigens sind wir die besten Freundinnen von der Welt, sie nennt mich ihr liebes Kind, und ich bringe ihr viel Geld ein, wovon sie mir nur einen sehr kleinen Teil abgibt; aber sie sagt, ich solle nur erst meiner Bürde wieder ledig sein, dann werde sie mir einen guten reichen Freund verschaffen und mich zum drittenmal auf den Weg des Glückes bringen. Ich hoffe, dieses dritte Mal werde ich besser fahren!

Wehe den Dummköpfen, die in meine Netze geraten.

Damit schloß Fräulein Sappho ihren Bericht.

O Mylord! Ist es möglich, in so jugendlichem Alter so gut und so verdorben zu sein, so einfältig und so verrucht, so liebevoll und so abgefemt?

Paris, den 11. Februar 1779